

NEU



Die große Gruselserie von Jason Dark

Maskenball der Monster

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Maskenball der Monster

John Sinclair Nr. 304

von Jason Dark

erschienen am 01.05.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Maskenball der Monster

Über 200 Jahre war er eingemauert gewesen. Aber er hatte überlebt und sich Freunde geschaffen. Die Ratten!

Mit ihrer Hilfe gelangte der Vampir-Baron in die Freiheit, lud ein zum Maskenball der Monster und wollte seine Dankbarkeit den Ratten gegenüber beweisen. Dazu brauchte er allerdings einen der sieben Dolche!

Der schwarze Mercedes glitt ruhig wie auf Schienen durch die Nacht.

Die einsame Straße schien dieser düsteren Karosse aus Metall und Glas allein zu gehören. Nur die hellen Scheinwerfer stachen aus dem breiten, aggressiv wirkenden Kühlergrill und waren somit die einzige Lichtquelle.

Hinter dem Steuer saß ein Mann in Livree. Er war Fahrer, Diener und Vertrauter des Mannes, der im Fond des Wagens hinter den abgedunkelten Scheiben hockte und in der Finsternis verschwand.

Daß er nicht allein war, sah man nicht. Der schmale Frauenkörper wurde ebenfalls von der Dunkelheit verschluckt, denn das Licht der Armaturenbeleuchtung reichte nur bis zum Fahrer.

Eine Hand schob sich aus dem Dunkel des Fonds. Sie gehörte dem Mann, und die Finger wurden von einem schneeweißen Handschuh bedeckt. Ein unsichtbares Gummi schien die Hand weiter vorzuziehen, als sie ihr Ziel, die Rückenlehne des Vordersitzes erreichte, darüber hinwegkroch und auf der Schulter des Fahrers zur Ruhe kam.

»Etwas langsamer!«

Eine rauhe Stimme begleitete die letzte Bewegung der Finger, und der Mann in Livree wußte genau, was er seinem Chef Mahnstein schuldig war. Sofort ging er mit der Geschwindigkeit herunter.

Die Hand verschwand.

Big Boß Mahnstein, wie er von seinen Mitarbeitern genannt wurde, lehnte sich zurück. Er haßte es, wenn gerast wurde. Gerade in dieser Jahreszeit durfte man dem Wetter nicht trauen. Die Nässe auf den Straßen konnte schnell frieren und dann sah es böse aus.

Die breiten Reifen schmatzten über den feuchten Asphalt. Das Fernlicht leuchtete grell auf die Straße, strich an den Bäumen vorbei und riß hin und wieder, wenn der Wagen in eine Kurve gelenkt wurde, breite Wiesenstücke aus der Finsternis.

Big Boß Mahnstein griff zu einer Flasche. Es war bester Champagner, die Flasche bekam man nicht unter 100 DM. Klapptisch, Kühlbox, ein kleiner TV-Apparat, das alles war im Fond vorhanden.

Mahnstein hatte ihn entsprechend umbauen lassen und fühlte sich wie in seinem Wohnzimmer.

Er schaltete nicht einmal die Leselampe ein, ihm reichte eine schmale Punktleuchte, deren Lichtstrahl haargenau auf den kleinen Tisch gerichtet war und das Kristall der beiden schmalen Sektgläser auffunkeln ließ.

»Du doch auch, nicht?« Mahnstein sprach seine Frau aus dem Dunkel an.

»Ja bitte.«

Der Mann öffnete die Flasche. Die behandschuhte Rechte drehte am Verschluß, und schon schoß der Korken in die Höhe.

Er schenkte ein.

Der teure Champagner perlte in die Gläser, schäumte über und hinterließ seine Spur an den Außenrändern der Gläser. Mahnstein nahm eines und reichte es seiner Frau.

»Bitte, Gerda!«

Wieder erschien eine Hand. Diesmal schmaler. Auch nicht in einem Handschuh steckend. Dafür beringt. Einige tausend Mark waren die Steine schon wert, die an drei Fingern steckten und im Licht der kleinen Punktleuchte glänzten.

»Auf uns«, sagte die Frau.

Mahnstein beugte sich ein wenig zur Seite, damit sich die beiden Gläser berühren konnten. Als sie gegeneinander stießen, gab es einen hellen Klang.

Dann tranken sie.

Mahnstein leerte sein Glas in einem langen Zug. Die Frau trank nur die Hälfte, bevor sie die schmale Tulpe neben die ihres Mannes auf den kleinen Klapptisch stellte.

In den nächsten Minuten schwiegen sie.

Der Fahrer sagte ebenfalls kein Wort. Er redete nur, wenn es äußerst dringend war oder er gefragt wurde. Diesmal wollte keiner etwas von ihm, so hielt er auch den Mund.

»Wie lange wird es dauern?« Gerda Mahnstein hatte die Frage gestellt.

Eine konkrete Antwort konnte sie von ihrem Mann nicht bekommen.

Er hob die Schultern und gab ungefähr Bescheid. »Vielleicht noch zehn oder fünfzehn Minuten.«

»Und dann?«

Mahnstein lachte. »Sei doch nicht dumm, Gerda. Du wirst sehen, daß es etwas Besonderes ist.«

»Hör zu, Manfred, du weißt genau, wie wenig ich den Karneval mag. Das weißt du, das habe ich dir immer gesagt…« Ihre Stimme klang schrill. »Ich will einfach diesen dummen Trubel nicht mitmachen. Ich finde es lächerlich, daß wir Toten …«

»Sei still!«

Big Boß Mahnstein hatte seine Stimmlage nur ein wenig erhoben, aber sie reichte aus, um Gerda verstummen zu lassen. Diese Frau kam gegen ihren Ehemann nicht an. Er bestimmte, er hatte schon immer bestimmt.

Und das, obwohl seine Gedanken immer ins Extreme gingen.

Privat ebenso wie geschäftlich. Es war nicht einfach, mit ihm verheiratet zu sein. Was er sich heute wieder ausgedacht hatte, konnte sie nicht als Scherz bezeichnen.

»Habe ich denn nicht recht?« fragte sie.

»Nein, meine Liebe, das hast du nicht. Es ist nicht das, was du dir vorstellst…«

»Ein Maskenball.«
»Natürlich.«
»Also habe ich doch recht.« Gerda war nervös. Als ihre Hand nach dem Glas griff, zitterten die Finger, und auch auf den kostbaren Champagner übertrug sich die Bewegung.
»Es ist ein besonderer Ball«, erklärte ihr der Mann. »Ein ganz besonderer sogar.«
Sie stellte das leere Glas weg. »Das habe ich mir schon gedacht. Wenn das wieder in Partnertausch und Gruppen…«
Mahnstein lachte rauh. »Was du schon wieder hast. So etwas ist doch längst out. Das war mal in den Siebzigern, und du hast es auch genossen, nicht wahr.«
»Nicht immer.«
»Lassen wir das«, sagte Mahnstein. »Wenden wir uns wichtigeren Dingen zu. Wie ich schon erwähnte, sind die Spielchen der siebziger Jahre vorbei. Was wir brauchen, ist etwas anderes. Abwechslung, und die werden wir bekommen.«
»Durch den Karneval?«
»Es ist ein Maskenball, zu dem wir die Einladung bekommen haben. Vergiß das nicht.«
»Meinetwegen auch das. Aber was sollen wir da? Ich habe die Nase von diesen Dingen voll. Verkleidet bin ich früher mal herumgelaufen, ansonsten kannst du es vergessen. Das ist doch lächerlich, wie wir hier uns kostümieren…«
»Ich würde dir raten, den Mund zu halten.« Mahnstein griff wieder zu und holte die Flasche Dom Perignon aus dem Haltering.
Er schenkte noch einmal nach.
Gerda schwieg tatsächlich. Sie nahm nur ihr Glas und nippte hin und wieder an dem teuren Gesöff.
Der Fahrer hatte das Gespräch mitbekommen, weil es keine Trennscheibe gab. Er hütete sich jedoch, einen Kommentar abzugeben.
Die Mahnsteins konnten offen reden, auch wenn er dabei war.
Nie würde ein falsches Wort über seine Lippen fließen.
Es wurde ruhig im Fond. Zwischen den Eheleuten herrschte jetzt eine gespannte Atmosphäre. Ein jeder hing seinen Gedanken nach, und die der Frau beschäftigten sich mit der Vergangenheit. Es waren keine guten Gedanken, denn trotz des vielen Geldes, das ihr Mann scheffelte, hatte, sie ein kaltes, fast unpersönliches Dasein an seiner Seite geführt.
Sie hatte seine Ausbrüche und Eskapaden hinnehmen müssen und einfach nicht die Kraft gehabt, sich von ihm zu lösen.
Innerlich hatte sie es ein paarmal geschafft, doch sie war immer wieder zurückgekehrt.
Der Fahrer schaltete das Fernlicht aus. Zum erstenmal sprach er

unaufgefordert. »Wir befinden uns schon in der Nähe des Ziels«, erklärte er.

»Nur noch zwei Kurven.«

Big Boß Mahnstein brummte seine Zustimmung. Mehr gab er nicht von sich. Er schob den Vorhang an seiner Fensterseite ein wenig zur Seite, so daß eine Lücke entstand, durch die er schauen konnte. Links lag der Wald. Mahnstein wußte genau, daß er sich nur auf dieser einen Seite hinzog, die rechte gehörte bereits zu dem einsam stehenden Gutshaus, in dem der seltsame Maskenball stattfinden sollte.

Das Haus war schon zu sehen, als der schwere Mercedes in die nächste Kurve gelenkt wurde. Ein gewaltiger Klotz mitten in einem Wiesengelände. Massig, sehr groß, schon mit einer Trutzburg zu vergleichen. Sein Besitzer, ein Adeliger, und Mahnsteins Freund, hatte es vor einigen Jahren gekauft und im Innern seinen Wünschen entsprechend umbauen lassen. Mahnstein selbst war noch nicht dort gewesen, er hatte nur Fotos gesehen und war beeindruckt gewesen.

Dieses Haus besaß noch Atmosphäre, trotz des Umbaus. Das konnte man von seiner Villa nahe Düsseldorf nicht sagen. Sie strahlte die kalte protzige Pracht eines Emporkömmlings und mehrfachen Millionärs aus.

Von der schmalen Straße führte ein Weg ab. Er mündete in ein Rondell, das gleichzeitig auch die breite Auffahrt darstellte. Die Lichter der Scheinwerfer strichen unter anderem auch über die Karosserien der schon in der Nähe des Hauses geparkten Wagen. Es waren samt und sonders Fahrzeuge der oberen Klasse. Limousinen und Sportwagen gaben sich ein Stelldichein.

Parkraum war genug vorhanden. Der Fahrer lenkte den Mercedes so, daß die beiden im Fond Sitzenden nicht weit zu laufen hatten.

Weich stoppte der Mercedes.

»Sie wissen Bescheid«, sagte Big Boß Mahnstein. »Morgen kommen Sie wieder.«

»Bleibt es bei zehn Uhr?«

»Ja.«

»Sehr wohl.« Der Fahrer stieg aus. Er war sehr schnell, lief um den Wagen herum und öffnete zunächst Gerda Mahnstein die Tür.

Sie bedankte sich mit einem kaum hörbaren Wort, während ihr Mann, als er ausstieg, überhaupt nichts sagte.

Wenig später schwappten die Türen wieder zu, und der Fahrer schaute den beiden nach, wie sie in Richtung Eingangstreppe schritten und die Stufen hochgingen.

Zwei Menschen sah er.

Ein normales Paar.

Sie im eleganten, golden schimmernden Abendkleid, er in einem

blauen Smoking.

Nur etwas paßte nicht zu ihnen, aber der Fahrer war zuviel gewohnt, um sich darüber zu wundern.

Die beiden besaßen keine normalen Köpfe, sondern blasse, bleich schimmernde Totenschädel…

***

»Mein Name ist Heiermann«, sagte der Mann, »großes H und kleiner Eiermann.« Er lachte über seinen Witz am lautesten, nahm seinen alten Jägerhut ab und warf ihn auf den Tisch. Er trug noch einen grünen Lodenmantel, hatte fahlblondes Haar und hinter seiner ebenso blassen Brille blitzten zwei Augen, in deren Pupillen der Schalk saß.

Wir stellten uns auch vor. Allerdings nicht auf so unkonventionelle Art.

»Scotland Yard!« Heiermann nickte. »Wenn ich an meine Londoner Zeit denke, sie war einfach schön.«

»Auch jetzt kann man es dort noch aushalten«, verteidigte ich meine Heimatstadt.

»Das glaube ich Ihnen, Herr Sinclair.« Heiermann schlüpfte aus dem Mantel und hängte ihn an einen Haken. Dann zog er an den fünf Fingern seiner linken Hand so stark, bis die Gelenke knackten.

Fast naiv lächelnd schaute er uns an. »Können wir?«

»Gern.«

»Auf in den Kampf!«

Suko und ich ließen uns von der lockeren Art des Psychologen Dr. Alfred Heiermann nicht täuschen. Hinter der lustigen Fassade verbarg sich ein sehr scharf und analytisch denkender Mensch, der gleichzeitig sehr viel Einfühlungsvermögen besaß und sich gut in die Psyche eines anderen Menschen hineinversetzen konnte.

Das hatten wir selbst zwar noch nicht probiert, aber es war uns gesagt worden, und zwar von unserem alten Freund und Spezi Will Mallmann, dem Kommissar beim BKA.

Leider hatte er aus dienstlichen Gründen nicht mitkommen können, aber er hatte uns Dr. Alfred Heiermann geschickt, damit dieser uns bei den Problemen half.

Und die waren nicht einfach.

Im Prinzip drehte sich noch alles um die sieben Dolche. Vier davon hatten wir gefunden. Drei waren noch unterwegs, wenn man es mal ein wenig lässig ausdrücken wollte.

Luzifer, der oberste Höllenbeherrscher, hatte Mandra Korab die sieben Dolche gestohlen und sie so fortgeschleudert, daß sie kein Mensch mehr finden sollte.

Das jedenfalls war die offizielle Lesart. Nur war es uns gelungen, vier dieser sieben Dolche zu besorgen. Den letzten hatten wir in Sylt

entdeckt, bei einer Frau, die eigentlich ein völlig normales Leben geführt hatte, bis sie in den Kreislauf der Schwarzen Magie hineingerissen worden war. Sie besaß einen Dolch und es war ihr gelungen, durch ihn eine unheimliche Magie auszulösen. Eine alte Legende war zu einer schrecklichen Wahrheit geworden, und aus dem tiefen Sand der Insel erschienen plötzlich mordlüsterne Zwerge, die gnadenlos töteten.[1] Es hatte leider Opfer gegeben, unter anderem auch ein junges Mädchen namens Susanne Richter.

Erna Lengerich aber hatte überlebt. Suko hatte ihr den Dolch abgenommen, und wir fanden bei ihr, als wir sie in ihr Haus brachten, eine seltsame Einladungskarte.

Sie sollte zum Maskenball der Monster kommen.

Und da wollten wir auch hin.

Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt. Schweiß hatten wir genug vergossen, denn die Frau zeigte sich sehr verstockt. Sie wollte einfach nicht mit der Sprache heraus. Deshalb wußten wir nicht, wann und wo dieser ungewöhnliche Maskenball stattfand.

»Zwischen den Zeiten«, hatte sie nur gesagt und gelächelt.

Wenn jemand behauptet, daß es bei Verhörmethoden eine Folter gibt, so ist diese Person ein Lügner. Wir hatten die Frau nicht angerührt, doch es gibt gewisse Tricks, die wir nun anwenden wollten, damit sie redete.

Und dazu brauchten wir Dr. Heiermann.

Wie uns Will Mallmann versicherte, gehörte er zu den absoluten Experten in Deutschland. Er hatte sich auch mit Parapsychologie beschäftigt und betrieb nebenbei Hypnose auf wissenschaftlicher Basis.

Darauf kam es uns an. Heiermann sollte die Frau unter Hypnose setzen, damit sie redete.

Wir befanden uns auch nicht mehr auf Sylt, sondern in einem privaten Sanatorium auf dem Festland. Der Geheimdienst brachte hier des öfteren Patienten und Informanten unter, wenn sie sicher und geschützt sein sollten.

Unter dem grünen Lodenmantel trug der Doktor einen Cordanzug von undefinierbarer Farbe. Aus der oberen Brusttasche schaute der Stiel einer Pfeife hervor, und selbst die Kleidung des Mannes roch nach Tabak.

»Sie sind Junggeselle, nicht?« fragte ich.

»Ja, sieht man das?« Er strahlte mich an.

»Und wie.«

»Ich werde es auch bleiben. So kann ich tun und lassen, was ich will.«

Heiermann grinste und rieb sich die Hände. Er hatte lange Finger, auf denen blonde Härchen wuchsen.

»Können wir?« fragte er.

Suko und ich nickten. Ich hielt dem Psychologen die Tür auf, und wir verließen zu dritt das Besucherzimmer.

Durch einen langen Gang gingen wir. Ob normales Krankenhaus oder private Klinik, die Gänge glichen sich immer. Sie waren stets lang und unpersönlich.

Heiermann war schon vorgegangen. Suko warf mir einen Blick zu und grinste.

»Der Knabe tut nur so naiv«, sagte ich.

»Das glaube ich auch.«

Alfred Heiermann blieb vor der Tür stehen, die zum Krankenzimmer der Frau führte.

Ich war überrascht. »Woher wissen Sie, daß die Patientin gerade in diesem Zimmer liegt?« fragte ich.

Heiermann lachte. »Glauben Sie denn, daß ich zum erstenmal hier bin? Nein, nein, im Laufe der Jahre sammelt man schon seine Erfahrungen. Das muß ich Ihnen sagen.«

»Alle Achtung.«

Er öffnete. Wir betraten wenig später den Raum, in dem nur ein Bett stand, es einen Schrank gab und an der Wand ein einfaches Waschbecken. Die Fensterscheibe bestand aus Panzerglas. Wer hier fliehen wollte, hatte es nicht einfach.

Erna Lengerich lag in einem Bett. Es stand so, daß wir auf die Fensterscheibe schauen konnten, und es fiel auch Licht in ihr Gesicht. Sehr deutlich hob es sich von dem weißen Kissen ab.

Ihre Haut war grau geworden. Sie hatte ihre frische Farbe verloren.

Scharfe Falten kerbten die Wangen, die Lippen waren schmal.

Die Augen der Frau hatten sich verengt, als sie uns sah. Ihren Blick konnte man nicht gerade als freundlich oder willkommen bezeichnen.

Wir wurden taxiert.

Uns kannte sie ja, deshalb drehte sie ihren Kopf und sah Dr. Heiermann an. »Haben Sie Verstärkung mitgebracht?« fragte sie zur Begrüßung. Sie lachte krächzend. »Ich sage sowieso nichts.«

»Das haben wir uns gedacht«, erwiderte ich.

»Weshalb sind Sie dann gekommen?«

Dr. Heiermann lachte laut. »Weil ich Ihnen einen guten Tag sagen wollte.«

Die Frau verzog die Lippen noch mehr. »Darauf kann ich gut und gerne verzichten.«

»Das sollte man nie sagen. Es ist in dieser Zeit wirklich nicht einfach, einen freundlichen Menschen zu treffen. Daß ich Ihnen freundlich begegne, können Sie nicht abstreiten – oder?«

»Hören Sie auf zu labern! Sagen Sie mir endlich, was Sie von mir wollen!«

Der Psychologe hatte sich einen Stuhl herangeholt und stellte ihn neben das Bett. Auf die harte Fläche ließ er sich nieder, schaute der Frau ins Gesicht und schüttelte den Kopf.

»Was ist los?« fragte Erna ziemlich aggressiv.

»Ich verstehe Ihre schlechte Laune nicht!«

»Sie brauchen nur zu verschwinden.«

»Begegnen Sie mir doch freundlich. Sie werden sehen, daß diese Freundlichkeit zurückschlägt.«

Darauf erwiderte die Frau nichts. Sie war wie ein Eisblock, der erst aufgetaut werden mußte.

Suko und ich hielten uns ein wenig im Hintergrund. Wir setzten unser Vertrauen voll in Dr. Heiermanns Arbeit.

Der ließ seine Hand in den Jackenausschnitt rutschen und griff in die Innentasche. Er hatte dort etwas verborgen, das er nun hervorholte. Es war ein Pendel. Einfach, schlicht. Nur ein kleiner Stein, der an einem dunklen Band hing.

»Was wollen Sie damit?« Scharf fuhr die im Bett liegende Frau den Psychologen an.

»Es ist mein Arbeitsgerät.«

»Tun Sie es weg!«

»Den Wunsch kann ich Ihnen leider nicht erfüllen, Frau Lengerich. Sie müssen sich schon ein wenig kooperativ zeigen.«

»Und wenn ich nicht will?« fragte sie mit drohender Stimme.

»Ich glaube, es wird Ihnen nichts anderes übrigbleiben, meine Liebe. Es gibt eben Situationen, da muß man nachgeben. Ich bin eigentlich ein Mensch der Kompromisse. Hier allerdings kann ich mich beim besten Willen auf keinen einlassen.«

Erna Lengerich knurrte den Psychologen regelrecht an. »Ich werde nicht das tun, was Sie von mir verlangen. Auf keinen Fall. Machen Sie Ihre komischen Experimente mit einer anderen Person, aber nicht mit mir.«

»Frau Lengerich, bitte!«

»Nein!« kreischte sie und schleuderte mit einem Ruck die leichte Decke auf den Psychologen zu. Gleichzeitig rollte sich die Frau aus dem Bett. Für einen Moment stand sie neben der Liegestatt.

Ihr Blick war auf die Tür fixiert.

Davor allerdings standen wir, und wir wollten die Frau auf keinen Fall vorbeilassen.

Das wußte sie auch. Haßerfüllt funkelte sie uns an. »Bastarde!« zischte sie. »Verdammte Bastarde. Laßt mich durch!«

»Nein!«

Meine Stimme hatte hart geklungen, und Erna Lengerich sah ein, daß sie so nicht weiterkam. Sie ging einen Schritt zurück. »Panzerglas!« flüsterte sie scharf. »Ich weiß genau, daß die Scheibe aus Panzerglas

besteht. Aber das eine kann ich euch sagen. Ich lasse mich auf keinen Fall fertig machen. Das schafft ihr nicht.« Zur Demonstration ihrer Worte schüttelte sie heftig den Kopf.

Dr. Heiermann blieb die Ruhe in Person. Er seufzte nur, als er sich von seinem Stuhl erhob, den Arm ausstreckte und dabei auch die rechte Hand lang machte. »Seien Sie doch nicht so stur! Es hilft Ihnen nichts. Wirklich nicht.«

»Verschwinde!«

»Das werde ich nicht.«

Der Mann war in seiner Ruhe zu bewundern. Er blieb auch weiterhin sehr freundlich, aber bestimmend, und das merkte auch Erna Lengerich, denn sie suchte verzweifelt nach einem Ausweg aus dieser Klemme.

Dabei drehte sie sich um, stutzte für einen Moment und hatte plötzlich eine ihrer Meinung nach gute Lösung gefunden.

Bevor wir es verhindern konnten, sprang sie vor. Zwei Schritte benötigte sie, um das Waschbecken mit der sich darüber befindlichen Ablage zu erreichen.

Dort stand ein Zahnputzbecher aus Glas.

Im nächsten Augenblick hörten wir es klirren. Da hatte sie das Glas auf den Rand des Waschbeckens geschlagen, wirbelte herum und plötzlich zeigte die spitze, zackige, obere Hälfte auf den vor der Frau stehenden Psychologen.

»Wenn du noch einen Schritt näher an mich herankommst, schneide ich dir die Kehle durch!«

Die Worte waren so hart gesprochen, daß wir sie nicht als leere Drohung ansahen.

Deshalb griffen wir ein.

Suko bewegte sich nach rechts, er huschte auf den Schrank zu, während ich Dr. Heiermann ansprach.

»Gehen Sie aus dem Weg!«

Ohne den Kopf zu drehen, gab mir der Arzt eine Antwort. »Nein, Herr Sinclair, das erledige ich.«

Die Frau lachte schrill. »Willst du sterben, du widerlicher…?«

»Bestimmt nicht.«

»Dann hau ab.«

Dr. Heiermann ging nicht. Sein Mut war zu bewundern. Er schaute Erna Lengerich nur an. Diesmal konnte ich es besser sehen, da ich einige kleine Schritte nach vorn gegangen war. Der Arzt hatte mich nicht gehört, ich blickte von der Seite her auf ihn und sah, wie er ruhig dastand. Er sah Erna Lengerich direkt an.

Augenkontakt.

Sie wollte ihren Blick senken, schaffte es nicht, der andere war einfach zu stark, und er bekam Gewalt über sie. Daran zu erkennen,

daß der Psychologe mit leiser, aber sehr bestimmt klingender Stimme anfing zu sprechen.

»Sie werden ganz ruhig hier stehen bleiben«, erklärte er. »Sie werden mich anschauen und Ihre Umgebung vergessen. Haben Sie mich verstanden, Frau Lengerich?«

»Das habe ich.«

»Wunderbar. Ich sehe schon, daß wir klarkommen. Und werden Sie sich auch weiterhin an meine Anordnungen halten?«

»Nein!« kreischte sie, und ihre Hand zuckte vor. Die gezackte Kante des Wasserglases geriet in gefährliche Nähe des Gesichts, aber der Doktor blieb ruhig.

Wir hatten Angst um ihn. Er war sich seiner Sache sicher. Wir bemerkten mit Erstaunen, daß die Frau ihren Arm nicht mehr weiter nach vorn drückte. In der Lage behielt sie ihn für einen Moment, um ihn anschließend langsam sinken zu lassen.

Das hatte Dr. Heiermann geschafft.

Alle Achtung. Suko und ich schauten uns an. In unseren Blicken stand Respekt. Da hatte Will Mallmann uns in der Tat eine Kapazität geschickt.

»Was wollen Sie eigentlich mit dem Glas, Frau Lengerich?« fragte der Psychologe.

Sie schaute auf ihre rechte Hand. »Ich… ich … also ich …« Jetzt begann sie zu stottern.

»Sie wissen es selbst nicht, oder?«

»Ja, so ist es.«

»Werfen Sie es in den Abfalleimer unter dem Waschbecken«, bat der Mann. »Bitte.«

Frau Lengerich gehorchte wie ein Roboter. Sie drehte sich um, ging in die Knie und warf das Glas fort. Als sie sich wieder aufrichtete, stand der Doktor schon neben ihr. Vertrauenerweckend legte er eine Hand auf ihre Schulter.

»Wir werden nun gemeinsam wieder zu Ihrer Liegestatt zurückgehen, Frau Lengerich. Sind Sie einverstanden?«

»Gern.«

Staunend schauten wir zu, wie sich die Frau führen ließ. In diesen Augenblicken glich sie einem kleinen Kind. Freiwillig setzte sie sich auf die Bettkante. Als Dr. Heiermann nickte, ließ sie sich nach hinten fallen, schwang ihre Beine hoch und hatte Sekunden später die gleiche Stellung eingenommen wie zuvor.

Alfred Heiermann nickte zufrieden und schaute uns an.

»Wie haben Sie das geschafft?« fragte ich.

Er lächelte sparsam. »Es war sehr einfach, denn diese Frau besitzt keinen sehr starken Willen. Man kann sie hervorragend führen. Sie würde alles für mich tun.«

»Also leicht beeinflußbar«, faßte ich zusammen.
»In der Tat.«
Dr. Heiermann nahm wieder auf seinem Stuhl Platz. Die Frau lag auf dem Rücken, ihre Augen standen offen, und sie schaute plötzlich auf das Pendel, das der Psychologe wieder hervorgeholt hatte und vor ihren Augen hin- und herschwingen ließ.
Die Pupillen bewegten sich nicht. Sie blieben starr.
Dr. Heiermann drehte den Kopf und warf mir einen fragenden Blick zu. »Wenn Sie einverstanden sind, Herr Sinclair, kann ich beginnen.«
»Wir warten darauf«, erwiderte ich auch für meinen Freund und Kollegen Suko gleich mit.

***

Das Haus gehörte dem Baron von Tirano!
Es war eines von vielen Häusern und Wohnungen, die der sehr reiche Adelige besaß. Er stammte angeblich aus besten Kreisen, war mit zahlreichen Adeligen verwandt und verschwägert, und dennoch sah man ihn nie auf Bildern in einschlägigen Gazetten.
Er hielt sich stets zurück, blieb im Hintergrund und zog von dort seine Fäden.
Nur wenige wußten von seiner Existenz. Geschickt hatte er es verstanden, sich mit einem Bekanntenkreis zu umgeben, der ebenfalls das Licht der Öffentlichkeit scheute, und so war es dem Baron gelungen, auch seine Feste geheim zuhalten.
Außerdem fanden sie immer woanders statt. Häuser besaß er ja genügend.
Diesmal hatte er ein Domizil in Norddeutschland ausgesucht.
Nicht von ungefähr, er besaß einen Grund. Darüber zu sprechen, weigerte er sich noch. Erst gegen Mitternacht würde er ihn seinen Gästen eröffnen.
Man war gespannt.
Auch das Ehepaar Mahnstein, das nun der breiten Treppe entgegenschritt.
Zwei neben dem Portal angebrachte Lampen spendeten Licht.
Sie strahlten ihren gelben Schein ab, der auch die beiden bleichen Schädel erreichte und sie aussehen ließ wie Kugeln, in die man Löcher hineingeschlagen hatte.
In diesen Öffnungen bewegte sich etwas. Es waren die Augen und auch die Lippen, denn die gelblich bleich schimmernden Totenschädel waren nur Masken.
Dennoch saßen sie so eng über den Köpfen, daß sie fast wie echt aussahen. Gerda Mahnstein hatte sich bei ihrem Mann eingehakt.
Sie wußte nicht, was sie erwartete, Manfred hatte es sehr spannend gemacht und nur von ihr verlangt, sich zu maskieren und festliche

Kleidung anzuziehen.
Die Frau war vor kurzem 42 Jahre geworden. Aber sie war noch immer schlank und hatte einen jugendlichen Körper. Gerda hatte über ihr Kleid eine sündhaft teure Nerzjacke gestreift, während sie unter dem goldglänzenden Stoff bis auf einen knappen Slip nur die nackte Haut trug.
So wollte es ihr Mann.
Er war exzentrisch bis zum Exzess. Stahlhart in der Firma, im Privatleben ein Mensch, vor dem man sich schütteln konnte.
Und dennoch hing Gerda an ihm.
Hörig war sie ihm. Das wußte sie, und das hatte er ihr auch voller Hohn zu verstehen gegeben.
Sie nahmen die letzte Stufe, blieben vor der Tür stehen, klingelten aber nicht, denn es wurde bereits geöffnet, weil man sie schon gesehen hatte.
Ein Diener erwartete sie.
Auch er hatte sich verkleidet. Aus der oberen Öffnung eines schwarzen Kittels schaute ein Gesicht hervor, das Ähnlichkeit mit einem Ballon aufwies und mit hellweißer Schminkfarbe bestrichen war. An die unteren Augenränder hatte er noch rote Punkte hingetupft, so daß es wirkte, als würde er blutige Tränen weinen.
»Ich heiße Sie im Namen des Barons herzlich willkommen«, sagte er, zog die Tür weiter auf und deutete eine Verbeugung an. Kein Wort verlor er über die seltsame Maskierung des Ehepaars. So etwas war für dieses Fest einfach normal.
»Danke.« Die Frauenstimme drang aus dem offenen Mundloch des Schädels. Gerda hatte das Wort gesprochen. Ihr Mann enthielt sich eines Kommentars.
Beide betraten die Empfangshalle.
Der große Kaum war in ein düsteres Licht getaucht. Zwar brannten sämtliche Lampen, viele von ihnen jedoch hatte man mit schwarzen Tüchern verhängt. Im Hintergrund schwelten Räucherstäbchen. Es war ein seltsam süßlicher Geruch, der durch die Halle schwang und von rötlich blauen Dunstwolken begleitet wurde, den die Räucherstäbchen absonderten.
Wahrscheinlich waren die Mahnsteins die letzten Gäste, denn in den Sesseln oder Sofas hockten bereits die anderen Paare.
Maskiert wie sie.
An der Decke hingen drei Spotlights. Ihre Lichtkegel vereinigten sich auf dem Boden zu einem hellen Kreis.
Das Zentrum.
Da hinein trat der Gastgeber.
Baron von Tirano!
Konnte man seine Gäste schon als außergewöhnlich bezeichnen, so

wurde dieser Ausdruck durch die Maskierung des Barons ad absurdum geführt. Er war der Gastgeber, der Star, der King.

Ein König der Untoten – ein Vampir!

Die Mahnsteins wußten genau, daß das Haar des Barons im Laufe der Jahre grau geworden war. Dies traf nicht mehr zu. Er hatte es schwarz färben lassen, und nur noch an den Geheimratsecken schimmerten hellgraue Streifen.

Ganz in Schwarz war er gekleidet. Dabei trug er keinen normalen dunklen Straßenanzug, sondern eine Jacke, die bis zu den Hüften reichte und dicht unter dem Kinn geschlossen war. Dort befand sich auch die hellere Kordel, die die beiden Hälften seines ebenfalls schwarzen Mantels zusammenhielt. Dieses Kleidungsstück besaß einen hohen Schalkragen, der im Innern mit rotviolett schillernder Seide gefüttert war. Das gleiche Innenfutter besaß auch der lange Umhang. Es war besonders gut zu sehen, wenn er auseinanderfächerte, dann schien die leichte Seide regelrecht zu knistern.

Sein Gesicht war zu einem Lächeln verzogen. Dabei konnte niemand sagen, ob dieses Lächeln böse oder freundlich war. Die Augenbrauen hatten sich ebenfalls bewegt, sie waren aufeinander zugerutscht und berührten sich fast mit ihren Spitzen dicht über der Nase. Unter den geschwungenen schwarzen Bögen lagen die Augen in tiefen Höhlen, wobei die Pupillen wie schwarze Knöpfe wirkten.

Der Mund war breit. Keine schmalen, sondern ziemlich dicke Lippen, schon bald wulstig zu nennen, bildeten ihn. Der Baron hatte ihn geöffnet, so daß jeder die weiße Zahnreihe mit den beiden spitzen Hauern rechts und links im Oberkiefer erkennen konnte.

Gerda schaute nur auf diese Zähne. Sie erschauderte, und auch der Blick dieses Mannes war ihr unheimlich.

Der Baron sah aus wie ein echter Vampir.

Die Frau spürte, daß sie zu schwitzen anfing. Es war nicht allein die Wärme in der Halle, die sich dafür verantwortlich zeigte, sondern auch die gesamte Situation. Das abwartende, fast lauernde Schweigen der übrigen Gäste, die geschliffenen Blicke und das Taxieren ihres Körpers.

Gerda fühlte sich nackt, obwohl sie angezogen war.

Etwas rieselte ihren Rücken hinab. Ein kalter Schauder. Sie mußte sich tatsächlich zusammenreißen. Am liebsten hätte sie kehrtgemacht und wäre davongelaufen.

Baron von Tirano kam näher. Beide Arme streckte er aus. Dabei präsentierte er seine Hände.

Sie waren seltsam. Eigentlich hätten die Finger mehr zu einer Frau als zu einem Mann gepaßt. Sehr lang, zudem dünn und mit Nägeln versehen, die schon an kleine Messerspitzen erinnerten.

Ihrem Mann schien dies nichts auszumachen, denn sie vernahm sein

leises Lachen.
»Die Letzten werden die Ersten sein«, sagte der Baron. »Nichts desto trotz. Herzlich willkommen in meinem bescheidenen Heim. Ich freue mich außerordentlich, Sie hier zu sehen!«
Gerda hörte die Worte und nahm sie überhaupt nicht zur Kenntnis, denn ihr war etwas anderes aufgefallen.
Der Baron stand im Zentrum der drei Spotlights und hätte normalerweise, wie es jeder Mensch tat, einen Schatten werfen müssen.
Dies war nicht der Fall.
Ein Mann ohne Schatten!
Darüber dachte die Frau nach, ohne allerdings zu einer Lösung zu kommen, denn sie wußte einfach zu wenig über das Leben der Blutsauger und deren finstere Existenz.
Für Manfred Mahnstein hatte der Baron keinen Blick. Seine Augen richteten sich auf Gerda, und sie spürte den fordernden Blick wie eine Berührung.
Eigentlich hätte sie wegrennen wollen, statt dessen stand sie auf dem Fleck und versteifte sich.
Ein menschlicher Eisklumpen. So und nicht anders kam sich die Frau vor, als sie dem Vampir entgegenstarrte.
War er echt oder nicht?
Nein, es gab keine echten Vampire. Zudem hatte man sie zu einem Maskenball eingeladen, da war jeder Gast verkleidet, auch der Totenschädel auf ihrem Kopf war nicht echt, sondern eine sehr gut nachgebaute Imitation.
»Wollen Sie mich nicht begrüßen, Gerda?« fragte der Baron und wartete lächelnd auf eine Antwort.
»Ja, ich…«
»Gerda!« Es war die Stimme ihres Mannes, die sie aus der Lethargie riß. Sie atmete tief ein. Dabei entstand ein saugendes Geräusch.
Der Schweiß auf ihrer Stirn hatte sich abgekühlt, und sie reichte dem Baron die Hand.
Damit gab sich Tirano nicht zufrieden. Gerda trug keine Handschuhe mehr. Wie auch ihr Mann hatte sie diese draußen schon abgestreift. Nun spürte sie die Berührung der Hand.
Kalt war sie…
Die Frau zuckte zusammen. Sie dachte sofort an einen Fisch und wollte ihren Arm wieder zurücknehmen, das allerdings ließ der Baron von Tirano nicht zu.
»Nein, mich begrüßt man anders«, flüsterte er.
Gerda spürte nur einen leichten Zug, als sie in die Nähe des Mannes glitt. Sie war nicht in der Lage, sich dagegen anzustemmen, denn sie unterlag der Faszination dieses seltsamen Barons.

Er umarmte sie.
Wieder schauderte Gerda zusammen. Daß ihre Brüste gegen seinen Körper drückten, daran konnte sie nichts ändern, aber sie wollte den Kopf zur Seite drücken, denn die Lippen des Mannes näherten sich ihrem Mund.
Da spürte sie den Druck seiner Hand. Wahrscheinlich sahen es die anderen nicht einmal, aber Gerda gelang es nicht mehr, aus dem Griff des Barons zu fliehen.
Er küßte sie nicht.
Seine Lippen glitten an ihrer Wangenhaut entlang. Gerda hatte das Gefühl, von Eisstücken berührt worden zu sein. Sie verkrampfte sich und vernahm die gehauchten Worte, die wie ein flüsternder Windstoß in ihr Ohr drangen.
»Noch in dieser Nacht wirst du mir gehören, Gerda. Nur mir, hast du verstanden…?«
Gerda wollte ein Nein rufen, allein es gelang ihr nicht. Die Ausstrahlung dieses Menschen und seiner geflüsterten Worte hielt sie in ihrem Bann. Und sie wollte sich auch nicht mehr wehren, denn eine seltsame Erregung hatte sie plötzlich gepackt. So etwas kannte sie nur, wenn ein Mann einen besonderen Eindruck auf sie machte und sie sexuell stimuliert wurde.
Hier war es ebenso…
Gerda Mahnstein erschrak über sich selbst. So etwas war ihr lange nicht mehr passiert, auch ihre verkrampfte Haltung lockerte sich, und sie erwiderte mit ihrem Körper den Gegendruck.
Dabei spürte sie die Zähne des Mannes am Hals entlang gleiten.
Als hätten die Krallen einer Katze sie gestreichelt, so ähnlich war das Gefühl, nicht schlimm oder schrecklich, eher sanft und auch für sie erregend.
Gerda genoß die nächsten Sekunden und wurde nahezu brutal in die Wirklichkeit gerissen, als der Baron sie von sich drückte. Es kam schon eher einem Stoßen gleich.
Die Hähne hatten genau dort ihren Hals berührt, wo die Totenkopf-Maske endete, und an der Stelle spürte sie ein besonderes Brennen. Sie wurde an ihre Jugend erinnert, als man sich noch gegenseitig Knutschflecken beibrachte. Sollte so ein Flecken vielleicht zurückgeblieben sein? Gerda wollte es nicht glauben.
Wenn es tatsächlich ein Fleck gewesen war, schämte sie sich und hätte am liebsten in den Spiegel geschaut, um nachzusehen.
Baron von Tirano hatte sich bereits Manfred Mahnstein zugewandt.
»Auch Sie, Manfred, möchte ich sehr herzlich in unserem Kreis begrüßen. Es wird Ihnen, dem Verwöhnten, sicherlich gefallen, denn dieser Abend und die sich anschließende Nacht hält noch einige Überraschungen für uns alle bereit.«

»Das wollen wir auch hoffen«, erwiderte Mahnstein mit lauter Stimme.

»Sie sind schließlich für Ihre außergewöhnlichen Feste berühmt, Herr Baron.«

Aus dem Hintergrund meldete sich eine Frauenstimme. »Und das alles ohne Presse.«

»Sehr richtig, Gnädigste.«

Die von Mahnstein mit Gnädigste angeredete Frau schob sich in den Vordergrund. Sie war gekleidet wie eine Zigeunerin. Das Haar hatte sie unter einem roten Tuch versteckt. In den Ohrläppchen steckten goldene Ringe. Vom Gesicht war nicht viel zu erkennen, da es bis auf die Augen von einem schwarzen Schleier verdeckt war.

Die Frau kam näher. Sie lachte unecht, trug rote Handschuhe, die bis zu den Ellenbogen reichten, hatte einen Arm gewinkelt und die Hand in die Hüfte gestemmt.

So wirkte sie wie eine Tänzerin.

Lang und bunt war ihr Rock. Die Bluse weiß, ohne Ärmel, sehr tief und spitz ausgeschnitten, so daß dieses Kleidungsstück schon mehr als Provokation wirkte, denn darunter trug die Verkleidete nichts. Als sie in den Lichtschein geriet, schien der weiße Stoff völlig zu verschwinden, denn er wurde durchsichtig.

Dicht neben Mahnstein blieb sie stehen. Dann fuhr sie mit ihren Fingerspitzen über seine Maske. »Ich bin sehr gespannt, wer sich unter diesem Schädel verbirgt. Leider hat der Baron keine Namen genannt, aber ich werde es herausfinden.« Lachend zog sie ihre Hände wieder zurück.

Mahnstein verbeugte sich. »Ich stelle mich Ihnen gern als Versuchskaninchen zur Verfügung.«

»Das glaube ich Ihnen…«

Baron von Tirano klatschte in die Hände. »Darf ich jetzt zu einem kleinen Imbiß bitten, meine Herrschaften? Er ist im Salon angerichtet.«

Der letzte Satz war das Stichwort. Die Dienerschaft reagierte. Auf der für die Besucher nicht sichtbaren Seite wurde eine breite Flügeltür geöffnet.

Licht flutete in den Raum. Ein prächtiges großes Büffet wurde angestrahlt.

Es enthielt die Köstlichkeiten einer internationalen Küche.

»Lassen Sie es sich schmecken, meine Herrschaften! Die Dienerschaft wird Ihnen jeden Wunsch von den Augen ablesen.« Baron Tiranos Stimme dröhnte durch den Raum. »Und wenn Sie gesättigt sind, hoffe ich, daß unser Ehrengast erscheinen wird.«

Niemand wußte, wer der Ehrengast war. Bestimmt eine Persönlichkeit.

Gerda Mahnstein ließ sich Zeit, während sich ihr Mann vordrängte und unbedingt in der Nähe dieser Zigeunerin bleiben wollte.

Sollte er, ihr machte es nichts aus.

Sie drehte sich um.

Baron von Tirano stand im offenen Durchgang. Sein Blick war auf die Anwesenden gerichtet, doch Gerda hatte das Gefühl, als würde er nur ihr gelten.

Und es war ihr nicht einmal unangenehm…

Im Zimmer war es still geworden.

Dr. Heiermann hatte um diese Abdunklung gebeten. Jetzt verdeckten Vorhänge die Scheibe.

***

Suko und ich standen dem Experiment positiv gegenüber. Es war nicht das erste Mal, daß wir uns auf diese Dinge einließen. Da brauchte ich mich nur an den Fall einer gewissen Cora Bendix zu erinnern. Durch ihre in Trance abgegebenen Berichte waren wir auf die Spur des Leichenbrunnens gestoßen. Würde es hier ähnlich sein?

Erna Lengerich befand sich unter der Kontrolle des Psychologen.

Sie lag in ihrem Bett, das Gesicht uns zugedreht, die Augen offen, aber nicht klar. Sie sah uns überhaupt nicht, denn andere Kräfte hielten sie umfangen wie eine Barriere. Diese Mauer konnte nur derjenige durchbrechen, der sie auch gezogen hatte.

Das war Dr. Alfred Heiermann.

Ein sehr engagierter Mensch, völlig anders als noch vor einiger Zeit, als wir ihn kennen lernten. Sehr konzentriert schaute er seine Patientin an.

»Sie hören mich, Erna?«

Ein gehauchtes »Ja« war die Antwort.

»Das ist prächtig, meine Liebe. Ich freue mich, daß wir uns so gut verstehen. Sie werden auch nur mir gehorchen, haben Sie verstanden? Nur mir und keinem anderen. Sie kennen meine Stimme, Sie kennen meine Sprache, Sie werden nur auf mich hören und auf keinen anderen. Ich bin für Sie der Anlaufpunkt.«

»Ja.«

»Sie dürfen Alfred zu mir sagen.«

»Ich vertraue Ihnen, Alfred.«

Dr. Heiermann nickte. Er drehte seinen Kopf und schaute uns an.

Mit leiser Stimme erklärte er sein Verhalten. »Ich möchte immer das Verhältnis Arzt – Patient auf eine gesunde, vertrauensvolle Basis stellen. Es ist stets das gleiche Ritual, das ich vor einer Beschwörung durchführe.«

Wir nickten. »Damit sind wir vertraut, Dr. Heiermann«, erklärte ich.

»Fein. Ich sagte es Ihnen nur, damit Sie nicht überrascht sind.«

Danach waren wir für ihn vergessen, denn nun wandte er sich voll und ganz der Patientin zu.
»Wie fühlen Sie sich, meine Liebe?«
»Gut.«
»Das freut mich.« Dr. Heiermann lächelte und hob das Pendel an.
»Sehen Sie diesen kleinen Stein?« fragte er.
»Ich sehe ihn.«
Der Doktor ließ ihn schwingen. Und nun blieben die Augen der Frau nicht mehr so starr. Sie machten die Bewegungen des Pendels mit.
Einmal nach rechts, dann wieder nach links. Je nach Schwingung des Pendels begann der Vorgang erneut, und der Arzt ließ sein »Instrument« allmählich zur Ruhe kommen.
»Sie sind entspannt, Sie sind gelöst, Erna«, sagte er mit leiser Stimme.
»Sie konzentrieren sich allein auf mich und auf das, was ich Ihnen sage. Sie werden alles andere vergessen und nur noch meine Fragen hören, auf die Sie dann die richtigen Antworten geben. Haben Sie das alles verstanden?«
»Ich habe Sie gehört, Alfred.«
»Sie wissen sicherlich, daß Ihr Mann nicht mehr am Leben ist. Erna. Stimmt das?«
»Ja, das weiß ich.«
»Eine Frau trauert um ihren Mann, mit dem sie lange zusammen gelebt hat. Haben Sie auch um ihn getrauert? Geben Sie mir bitte eine ehrliche Antwort.«
»Ja, ich trauerte um ihn.«
Alfred zuckte zusammen und schüttelte den Kopf. »Die Antwort war nicht ehrlich.«
»Aber ich war doch auf seiner Beerdigung.«
»Sie mußten hin. Wegen der Leute, nicht wahr?«
Zum erstenmal blieb Erna nicht still liegen. Die Frau bewegte ihren Oberkörper. Es sah so aus, als wollte sie aus dem Bett steigen.
Sie rollte zuerst nach links, anschließend auf die rechte Seite, und ihre Hände schlossen sich zu Fäusten. Auch das Gesicht blieb nicht mehr so starr. In den Zügen zeichnete sich das ab, was sie empfand.
Ich sah es als eine regelrechte Qual an. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte, der Mund öffnete sich, die Zunge fuhr über die Lippen, ein heftiges Stöhnen entrang sich ihrer Kehle, und in diesen Augenblicken machte sie einiges mit. War der Bann stärker?
Dr. Heiermann hob die rechte Hand. Wir sahen sein Profil. Es kam uns scharf gezeichnet vor. Auf seiner Haut glänzte ein leichter Schweißfilm.
Für uns ein Zeichen, daß er sich ebenfalls stark einsetzte und volle Konzentration brachte.
Nun kam es darauf an, wer stärker war.

»Es ist so schwer«, flüsterte die Frau. »Die andere Kraft hat mich, nein, ich mußte versprechen…«

»Sie haben mir etwas versprochen, Erna. Wissen Sie das denn nicht mehr?«

»Doch, ich…«

»Die anderen sind jetzt nicht da. Sie haben mir versprochen, nur mir zu gehorchen, denken Sie daran, Erna.«

»Ja, ja…«

Tief atmete Alfred Heinermann aus. Auch ihm war ein Stein von der Seele gefallen. Er hoffte, die Barriere nun durchbrochen zu haben. »Wir waren bei der Beerdigung stehen geblieben«, fuhr er fort. »Und zwar hatten Sie gesagt, daß Sie nur wegen der Leute mitgegangen sind. Aber innerlich dachten Sie sicherlich anders, nicht wahr?«

»Das stimmt.«

»Warum?«

»Ich haßte meinen Mann!«

»Niemand haßt ohne Grund, Erna, auch Sie nicht. Weshalb wollten Sie mit Ihrem Mann nichts mehr zu tun haben?«

»Weil ich eine Auserwählte war.«

»Wer hat Sie denn auserwählt?«

»Der Satan!«

Mit dieser Antwort hatten Suko und ich gerechnet. Der Psychologe jedoch nicht. Er zuckte zusammen, setzte sich danach noch steifer hin und warf uns einen fragenden Blick zu.

Ich blieb gelassen und nickte nur.

»Der Satan hat Sie also auserwählt, Erna«, fuhr der Mann nach einer Weile fort. »Wozu hat er das getan? Er muß doch einen Grund gehabt haben, gerade Sie zu wählen?«

»Weil ich den Dolch hatte.«

»Einen was?«

»Warum verstehen Sie denn nicht, Doktor?« fragte die Frau flüsternd.

»Es ist der Dolch mit der schwarzen Klinge gewesen. Ich habe ihn vom Teufel bekommen, und ich mußte dieser Waffe gehorchen.«

»Was haben Sie denn mit ihr getan?«

»Ich… ich … holte sie zurück.«

»Ihren Mann?«

»Nein, nein, er war ein Opfer. Ich holte durch den Dolch nur die Zwerge«, flüsterte die Frau. »Die Satans-Zwerge von Sylt. Sie waren da. Sie kamen wieder, sie…«

Als ich den Blick des Psychologen sah, bewegte ich nickend meinen Kopf. »Ja, sie hat recht. Es drehte sich tatsächlich alles um diese Zwerge. Es waren kleine Dämonen, die in der Tiefe der Erde ihren Platz hatten. Durch die Macht der Hölle und die Kraft des Dolches sind sie wieder an die Oberfläche gelangt und haben die schrecklichen

Taten begangen. Das ist nun vorbei. Fragen Sie die Frau bitte nach dieser seltsamen Einladung.«

»Das werde ich natürlich. Nur wollte ich zuerst Zusammenhänge feststellen.«

»Die sind gegeben.«

»Und der Dolch?«

»Den habe ich«, erklärte Suko. »Die Waffe gehört weder dem Teufel noch Erna Lengerich, sondern einem Freund von uns. Einem Inder namens Mandra Korab. Er hatte sieben Stück davon, sie wurden ihm gestohlen. Vier haben wir erst zurückbekommen können. Die restlichen drei Waffen suchen wir noch.«

»Ich bedanke mich für Ihre Auskünfte.« Dr. Heiermann wandte sich wieder seiner Patientin zu.

Nach wie vor rührte sich Erna Lengerich nicht vom Fleck. Auf dem Rücken lag sie, blaß im Gesicht, die Augen weit aufgerissen, ohne Ausdruck darin und den Blick gegen die Decke gerichtet, als würde sie dort etwas sehen, das nur ihr bekannt war.

»Erna«, wandte sich Dr. Heiermann wieder an seine Patientin.

»Der Dolch ist jetzt vergessen, Sie besitzen ihn nicht mehr, deshalb möchte ich Sie fragen…«

Er stockte mitten im Satz, weil sich die Frau plötzlich aufbäumte.

»Man wird mich bestrafen«, flüsterte sie. »Man wird mich peinigen, wenn ich ohne den Dolch zu ihnen komme.«

»Niemand wird Ihnen etwas antun«, erklärte der Psychologe mit ruhiger Stimme. »Wir sind bei Ihnen, und wir sind stärker als Ihre angeblichen Freunde.«

»Niemand ist stärker als die Hölle.«

»Doch, Erna. Wir nehmen den Kampf auf.«

»Ich kann nicht mehr zu ihnen. Obwohl sie mich erwarten. Ich muß noch in dieser Nacht hin. Ich bin eingeladen worden, ich bin der Ehrengast, sie wollen mich sehen, denn sie wollen auch den Dolch. Alles ist vorgeschrieben, ich muß einfach hin!«

»Dann werden Sie fahren, Erna.«

Die Worte hatten selbst die in Trance liegende Frau erschreckt.

»Sie wollen mich wirklich zu ihnen fahren lassen?«

»Natürlich.«

»Aber wieso? Ich…«

»Wenn es so wichtig ist, können Sie ruhig hin. Sagen Sie uns nur, wo es ist.«

»Ein kleines Schloß. Es liegt einsam. In einem Wald, glaube ich. Dort sind alle versammelt, dort sind…« Sie stockte, und Dr. Heiermann drehte sich zu mir um. »Sind Sie mit dem einverstanden, was ich zu der Frau gesagt habe?« fragte er uns.

Suko und ich waren es.

»Sie kennen meine Hintergedanken sicherlich«, fuhr der Mann fort. »Oder täusche ich mich da.«

Ich lächelte. »Nein, da weiß ich schon Bescheid. Sie wollen die Frau nicht allein fahren lassen.«

»Eben.«

»Behalten Sie Erna Lengerich unter Ihrem Einfluß?« erkundigte sich Suko.

»Ja und nein.« Dr. Heiermann runzelte die Stirn. »Ich werde Sie in einen anderen Zustand versetzen. Ich möchte Sie nicht mit einer wissenschaftlichen Erklärung langweilen und es mal ein wenig simpel ausdrücken. Ich halte sie an der langen Leine. Niemand wird etwas merken, daß sie trotz allem unter meiner Kontrolle steht. Sie wird reagieren und handeln wie immer, doch wenn sie einen bestimmten Befehl bekommt, ist alles anders. Dann löse ich den geistigen Bann, reiße die Barriere gewissermaßen ein.«

»Fernhypnose«, sagte Suko.

»Sehr richtig.«

»Die Lösung ist gut«, gab ich zu. »Sogar ausgezeichnet. Dann wird sie uns führen. Wenn man nur wüßte, wer dieses Fest gibt und wer dort alles versammelt ist.«

»Ich kann sie fragen.«

Das tat Dr. Heiermann auch, doch er hatte diesmal keinen Erfolg.

Nicht weil die Frau nicht wollte, sondern sie es einfach nicht wußte.

Man hatte ihr nur den Weg gegeben.

Der Psychologe nickte zufrieden. Er stand auf und kam auf uns zu.

»Eigentlich ist alles klar«, sagte er. »Wir können fahren.«

»Wir?« fragte ich erstaunt.

»Ja, ich möchte gern mit. Sie werden sicherlich verstehen, daß mich dieser Fall interessiert. Es ist wie bei einem Hund, der einmal Blut geleckt hat.«

Mein Gesicht zeigte einen bedenklichen Zug. »Es ist verständlich, daß Sie uns begleiten möchten, Herr Heiermann, aber ich möchte es nicht versäumen, Sie auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die uns erwarten können.«

»Werden, würde ich sagen«, konkretisierte Suko.

»Genau.«

»Wir haben es doch nicht mit Killern zu tun«, schwächte Dr. Heiermann ab.

»Viel schlimmer. Wahrscheinlich mit den Kräften der Hölle. Mit gefährlichen Dämonen.«

»Dämonen?« Dr. Heiermann lachte auf und schüttelte den Kopf.

»Das ist für mich unverständlich. Ich kann es Ihnen nicht erklären, aber nehmen Sie es mir nicht übel. Daran glaube ich einfach nicht. Für mich ist die Seele eines Menschen dämonisch, weil sie noch als

unerforscht gilt. Sie verbirgt so viele Geheimnisse, daß…«

Es war zwar unhöflich, dennoch unterbrach ich den Mann in seinen Ausführungen. »Wir glauben, wie ich festgestellt habe, beide an Dämonen, nur interpretieren wir deren Existenz anders. Belassen wir es vorerst dabei. Einverstanden?«

Dr. Heiermann warf mir einen nachdenklichen Blick zu. »Sie scheinen der Fachmann zu sein. Okay, ich bin einverstanden. Wie gesagt, ich möchte mir die nächste Nacht um die Ohren schlagen. Es interessiert mich auch als Wissenschaftler.«

»Verbieten können wir Ihnen nichts. Sie nur warnen«, erwiderte ich, während Suko zustimmend nickte.

»Dann lassen Sie uns über die Einzelheiten reden«, schlug der Wissenschaftler vor.

Niemand widersprach. Ein ungutes Gefühl blieb dennoch bei mir zurück…

***

Wie immer war das Büffet überladen worden, und wie immer blieb mehr als die Hälfte zurück. Das störte keinen. Wer Geld im Überfluß hatte, wie die Versammelten, dachte an so etwas nicht. Was kümmerte es solche Menschen, daß auf der Welt Hunderttausende verhungerten.

Diese Gäste dachten nur an ihr Vergnügen, damit sie ihrer Existenz angeblich einen Sinn geben konnten.

Der Baron hatte nichts gegessen. Nur stets beobachtet. Auf seinen Lippen lag das Lächeln wie eingekerbt. Der Maskenanzug war auch beim Essen geblieben, und manche Gäste hatten Schwierigkeiten, die Speisen und Getränke zu sich zu nehmen.

Es war ungewöhnlich interessant. Nur der Baron selbst wußte, wer sich hinter den Masken verbarg. Den einzelnen Gästen war dies unbekannt. Man versuchte natürlich zu raten. In den »small talks« wurden entsprechende Fragen gestellt, doch ein jeder Gast hatte die Anweisung, sein Inkognito zu bewahren.

Es war wirklich eine sehr illustre Gesellschaft versammelt. Acht Paare hatte der Baron eingeladen. Außergewöhnliche und interessante Masken waren vertreten. Ein Weinhändler war sogar als Medizinmann verkleidet. Er hatte sich dunkelbraun geschminkt, trug dennoch eine Augenmaske und auf dem Kopf einen riesigen Federschmuck. Seinen Körper hielt er unter Fellen verborgen, so daß niemand seine eigentliche Statur sah.

Eine andere Frau war als Hexe gekommen. Sie trug eine dunkelgrüne Mönchskutte, das Gesicht war krebsrot geschminkt und die Augen mit grünen, sehr dick aufgemalten Lidschatten unterlegt.

Nicht einmal ihre eigene Tochter hätte sie erkannt.

Sie hatte so gut wie kein Wort gesprochen, bewegte sich fast lautlos

zwischen den Anwesenden hin und her, wobei sie jeden einzelnen genau fixierte, als wollte sie direkt in seine Seele hineinblicken.

Oftmals strich sie dicht an den männlichen Anwesenden vorbei und sie vergaß nie, die Männer mit ihrem Körper zu berühren, denn unter dem Gewand trug sie nichts.

Es war eben ein besonderes Fest…

Als der Baron sah, daß seine Gäste gesättigt waren, klatschte er in die Hände und beendete das Essen.

»Darf ich Sie jetzt in den nächsten Salon bitten, meine Herrschaften. Wir wollen die Feier doch nicht so langweilig lassen. Die Getränke stehen bereit. Zudem sind auch noch einige andere Dinge von mir vorbereitet worden.«

»Welche?« rief der Medizinmann.

»Das werden Sie sehen, mein Lieber.«

Die als Hexe verkleidete Frau lachte leise. Sie stand neben einem stattlichen Mann, der das Kostüm eines Südsee-Piraten trug und die Kriegsbemalung eines Indianers angelegt hatte. Seine Begleiterin war wie eine französische Konkubine gekleidet. Die Reifröcke umgaben den unteren Teil ihres Körpers wie eine Glocke, während ihr Ausschnitt im wahrsten Sinne des Wortes sehr tief blicken ließ. Die weiße Perücke verfremdete sie. Noch mehr allerdings die Augenmaske.

Eine zweite Tür wurde geöffnet. Die Gesellschaft löste sich allmählich auf. Man betrat den anderen Salon. Nur der Baron blieb zurück. Das Lächeln auf seinem Gesicht hatte sich verändert. Es war härter und hinterlistiger geworden. Eigenhändig schloß er die Tür, blieb allein zurück und rieb sich die Hände.

Während seine Gäste vom Personal bedient wurden, kümmerte er sich um andere Dinge.

Niemand hatte bemerkt, daß der Boden des Raumes die Klappe einer Falltür barg. Ein kostbarer Teppich hatte sie verdeckt. Der Baron schob den Teppich zur Seite, die Umrisse der Falltür wurden sichtbar, und der Mann blieb in seiner geduckten Haltung.

Er fand einen schmalen Griff, umklammerte ihn und zog die Klappe in die Höhe.

Vorsichtig legte er sie zu Boden, blieb neben der Öffnung stehen und schaute in die Tiefe.

Der Ansatz einer Schrägen war noch zu sehen. Das Brett verschwand aber in der Tiefe. Von der Finsternis wurde es verschluckt.

Der Baron kniete nieder. Er beugte seinen Kopf so weit vor, daß er in das Dunkel schauen konnte. Dann spitzte er die Lippen und produzierte ein seltsames Pfeifen.

Es verklang in der Tiefe, aber es wurde gehört.

Jemand antwortete.

Fast identisch mit dem Pfeifton, den auch der Baron produziert hatte, vielleicht ein wenig höher und schriller.

Die Augen des Mannes leuchteten auf. Er unterbrach seine Tätigkeit und lachte kurz und rauh.

Anschließend wiederholte er das Geräusch. Diesmal lauter und mit melodiösen Tönen unterlegt.

Es schallte hinunter in die Tiefe, und nach ein paar Sekunden stoppte der Baron die Pfeiferei. Dafür versuchte er es mit scharf geflüsterten und lockenden Worten.

»Kommt! Kommt her, meine Freunde. Hier gibt es etwas für euch. Ihr sollt euch laben und uns danach erfreuen.« Ein geierndes Gelächter drang nach diesen Worten aus seinem Mund, und die spitzen Zähne leuchteten weiß und unheimlich.

Es wurde still.

Noch immer tat sich nichts. Bis der Mann plötzlich ein leises Geräusch vernahm. Man konnte es als Trappeln bezeichnen. Ein sich heftiges Bewegen kleiner Füße, das zu einem lauteren Geräusch anschwoll, je mehr sich die Masse der Oberfläche näherte.

Die Wesen konnten über die schiefe Ebene in die Höhe laufen, waren sehr schnell, und der Baron zuckte zurück, als er die ersten kleinen Körper entdeckte.

Es waren seine Freunde.

Sie paßten zu ihm, denn Ratten und Vampire hatten sich noch nie abgestoßen.

Es waren fette, wohlgenährte Tiere. Die Körper wirkten für die kleinen Füße fast zu schwer. Die Schwänze der Ratten peitschten über den Boden, die Mäuler hatten sie aufgerissen, kleine Zähne blitzten, und der Baron wich zurück.

Mit wuchtigen Sprüngen schossen die Tiere aus dem Versteck, erreichten den kostbaren Teppich, liefen über ihn hinweg und nahmen Kurs auf das kalte Büfett.

Der Baron richtete sich auf. In seinen Augen stand ein wildes Leuchten, die Lippen waren zu einem Grinsen verzogen, als er auf seine kleinen Freunde schaute, die immer zahlreicher aus dem Viereck schossen und ihren Weg suchten.

Der Tisch lockte sie.

Da standen noch die Schüsseln mit den Salaten, den Fisch- und Fleischresten, dem Obst, den Eisbomben, den Saucen und Dips. Für die Ratten ein wahres Festmahl.

Die Menschen hatten es nicht mehr vertilgen können, die Ratten stürzten sich darüber.

Der Baron beobachtete seine Tierchen. Er erfreute sich an dem Bild, das für einen normalen Menschen etwas Apokalyptisches ausstrahlte.

Ratten auf dem Tisch.

Das sah nach Tod, nach Vergänglichkeit und nach Endzeit aus.
Die Tiere hatten gewonnen und die Oberhand erhalten.
Die Nager fühlten sich wohl. Sie fraßen gierig, sie saugten, zerhackten und schleckten. Gläser fielen um. Manche zerbrachen auch, andere stießen nur gegeneinander und läuteten, als wollten sie den markanten Punkt zu Beginn der Rattenzeit setzen.
Ein schlimmes Bild.
Aus dem Nebenraum klang das Lachen der versammelten Partygäste herüber. Dort unterhielt man sich prächtig. Man war bester Stimmung, während nebenan die Nager tobten.
Ihre Gier war unbeschreiblich. Wie Schweine suhlten sie sich in den Saucen und Salaten, leckten sich sogar noch gegenseitig ab, und das Nicken des zuschauenden Barons nahm einen immer zufriedeneren Ausdruck an.
Sein Plan lief.
Noch einmal schaute er auf das Treiben der Tiere, bevor er sich zur Seite wandte und dorthin ging, wo auch seine Gäste verschwunden waren.
Er zog die Tür nur so weit auf, daß er seinen Körper schräg hindurchschieben konnte.
Die Stimmen und das Lachen drangen jetzt lauter an seine Ohren.
Er betrat den Raum und zog mit einer Hand die Tür hinter sich zu.
Allerdings klemmte er sie nicht fest.
Einen Spalt ließ er offen.
Für die Ratten…

***

Dr. Heiermann behielt die Frau tatsächlich unter seiner Kontrolle.
Erna Lengerich tat nur das, was er von ihr verlangte. Das wunderte uns. Suko und ich bekamen einen immer größeren Respekt vor dem Mann.
Wo das genaue Ziel lag, hatte die Frau allerdings nicht gesagt, obwohl sie es wußte.
Wir waren zu dem Entschluß gekommen, uns einen großen Wagen zu mieten.
Das besorgte ich.
Dr. Heiermann besaß keinen Führerschein, so bot ich mich an, das Fahrzeug zu lenken.
Wir besorgten uns einen BMW, mit dem wir in Richtung Süden fuhren. Ich war oft genug in Deutschland gefahren, der Rechtsverkehr bereitete mir keinerlei Schwierigkeiten mehr.
Neben mir saß Erna Lengerich. Sie redete von sich aus überhaupt nicht, sondern sprach nur, wenn der im Fond sitzende Psychologe sie etwas fragte.

Das geschah sehr selten.

Es war ein trüber Tag. Die Temperaturen glichen schon dem Frühlingswetter, der Winter schien meilenweit entfernt zu sein.

Glatteis und Schnee brauchten wir nicht zu fürchten, und die Autobahn in Richtung Hannover war ebenfalls ziemlich leer. Keine Staus wurden angesagt, und auch keine Baustelle hielt uns auf.

Im Winter wurde es früh dunkel, und während der Nacht sollte alles beginnen. Mehr hatte uns die Frau nicht mitteilen können, da befand sich nach wie vor die Sperre in ihrem Unterbewußtsein, und so waren wir alle drei sehr gespannt.

Wir rollten in Richtung Süden und kamen in ein Gebiet, das vielen Menschen als Ausflugsziel dient.

Die Lüneburger Heide.

In dieser Gegend hatte ich vor Jahren einmal zu tun gehabt.

Damals war Will Mallmann noch mit von der Partie gewesen, als wir die Bestien aus dem Geistersumpf stellten.

Ein grauer Himmel lag über der winterlichen Heide. Kein Fetzen Schnee war zu sehen. Die Natur wirkte wie tot, eingeschlafen.

Wenig grün. Die braune Farbe herrschte vor.

Schnurgerade stach die Autobahn nach Süden. Wir durchführen Gebiete und lasen Ortsnamen, die ich nie zuvor gehört hatte. Diese Gegend war mir unbekannt.

Erna Lengerich verhielt sich ruhig. Nur manchmal schob sie ihre Unterlippe vor. Dann sah es so aus, als wollte sie etwas sagen, doch sie überlegte es sich stets anders und schwieg.

Wohin würde uns der Weg führen?

»Wie fühlen Sie sich, Erna?« Aus dem Fond drang die ruhige Stimme des Psychologen.

»Gut«

»Das freut mich für Sie, Erna. Möchten Sie, daß wir eine Pause einlegen?«

»Nein.«

Auch ich war mit dieser Antwort zufrieden. Noch mehr Zeit wollte ich nicht verlieren.

Allmählich breitete sich die Dämmerung aus. Die Wagen fuhren mit Licht, auch ich schaltete die Scheinwerfer ein.

»Wir müssen gleich die Autobahn verlassen«, sagte sie plötzlich.

Dr. Heiermann hatte ihre Worte gehört. »Wissen Sie das ganz genau, Erna?«

»Ja.«

Ich warf ihr einen taxierenden Blick zu. Ihre Haltung war eine andere geworden. Sie saß jetzt angespannter im Sitz, die Hände geballt, den Blick starr geradeaus gerichtet, den Mund halb geöffnet.

Unter der dünnen Haut an ihrer linken Wange zuckte eine Ader.

Erna schaute nach rechts, wo eine große Hinweistafel die Ausfahrt nach Dohle und Undeloh ankündigte.

»Da jetzt!«

Ich betätigte den Blinker und bog wenig später ab.

»An der Querstraße links«, sagte Erna Lengerich.

Die Straße war gut ausgebaut. Sie führte tiefer in das Gebiet der Heide hinein, und wir waren vielleicht zwei Kilometer gerollt, als Erna Lengerich anfing zu sprechen.

»Totengrund«, sagte sie.

Ich hob überrascht die Augenbrauen, fuhr unwillkürlich langsamer und fragte: »Was haben Sie genau gesagt?«

»Totengrund.«

»Das muß ein Gebiet hier in der Heide sein«, klärte mich Dr. Heiermann auf.

»Sie selbst waren aber noch nicht dort?«

»Nein.«

»Fahren Sie noch geradeaus!« Erna Lengerich sprach so sicher, daß sie uns von ihren Kenntnissen überzeugte. Sie wußte genau, wo es langging, und wir konnten uns auf sie verlassen.

Es wurde dunkler.

Wir passierten auch kleine Ortschaften, deren Namen ich vergessen habe. Heidedörfer, nett und sauber anzusehen. Alles wirkte gepflegt, das konnten wir auch bei diesen schlechten Lichtverhältnissen deutlich erkennen.

Es gab keine Steigungen. Flach präsentierte sich das Gelände.

Rechts und links der Straße breitete sich die Heide aus. Die weiten Flächen wurden durch Baumbewuchs und Buschwerk aufgelockert.

Kleine Waldstücke wirkten wie große, schattige Inseln.

Noch herrschte ein seltsam klares Licht. Die Helligkeit des Tages lag im letzten Kampf gegen die ersten Schatten der Nacht und würde verlieren.

»Ist es noch weit?« fragte der Psychologe.

»Nein.«

»Können Sie Zeiten sagen, Erna?«

»Auch nicht. Ich spüre nur, daß wir gleich abbiegen müssen.« Sie bestätigte ihre eigenen Worte durch ein kräftiges Nicken.

Zwei Radfahrer begegneten uns. Die Lampen ihrer Räder leuchteten wie kleine Augen, Und weiter ging die Fahrt.

Kein Hinweis auf den Totengrund. Nur einmal hatten wir ein Schild gesehen, das auf das Naturschutzgebiet Lüneburger Heide aufmerksam machte.

Und so rollten wir weiter.

Es zweigten des öfteren schmale Straßen oder nur Wege von der normalen Fahrbahn ab. Sie stachen wie lange, dünne Arme in die

flache Landschaft hinein, um irgendwo im Dämmer verschluckt zu werden oder zu verschwinden.

»Gleich müssen wir aber nach links«, sagte Erna Lengerich plötzlich. »Gebt genau acht.«

Das tat ich auch.

Und ich hatte Glück.

Der Weg war so schmal, daß man ihn leicht übersehen konnte. Im letzten Augenblick drehte ich das Lenkrad nach links und zog den BMW herum. Sekunden später wurden wir schon durchgeschaukelt, denn der Boden erwies sich nicht gerade als gute Fahrstrecke.

Die Pflastersteine machten uns zu schaffen. Die Federung wurde arg strapaziert, wir hüpften, und ich mußte zwangsläufig langsamer fahren.

Wenn wir nicht dienstlich unterwegs gewesen wären, hätten wir diese Nebenstraßen im Naturschutzgebiet überhaupt nicht befahren dürfen.

Nur die wenigen Anlieger durften sie benutzen.

Obwohl ich von der Umgebung nicht viel erkennen konnte, schien mir hier der Hund begraben zu sein. Was da aus dem Licht der beiden Scheinwerfer hervorgerissen wurde, waren Büsche, seltsam kleine Bäume und ansonsten flaches Land.

Das also war der Totengrund.

Er schien den Namen zu Recht zu besitzen, denn Leben sahen wir so gut wie nicht.

Was da im Licht der Scheinwerfer erschien, wirkte sehr oft unheimlich und gespenstisch. Manchmal erinnerten mich die Büsche an zwergenhafte Wesen aus anderen Schattenreichen, die, wenn der Wind über das flache Land strich, zu einem geisterhaften Tanz animiert wurden.

Ich hatte damit gerechnet, weiter und tiefer in das unheimlich wirkende Gebiet hineinzustoßen, wurde in diesem Fall aber angenehm enttäuscht, denn die Beschaffenheit des Weges änderte sich schlagartig.

Plötzlich gerieten wir an eine Kreuzung.

»Wohin jetzt?« fragte der Psychologe, als ich gestoppt hatte.

»Wir müssen nach rechts!«

»Stimmt das auch?« fragte ich.

Erna Lengerich nickte. Im Schein der Armaturenbeleuchtung wirkte ihr Gesicht seltsam fahl.

Ich fuhr in diese Richtung.

Kaum waren wir ein paar Meter auf der Straße gerollt, als sich die Frau von allein meldete. »Die Straße führt genau zum Schloß«, erklärte sie. »Es ist nicht mehr weit.«

»Ein Schloß?«

»Nein, ein Haus. Vielleicht ein Schloß. Es ist auf jeden Fall ein sehr großes Haus.«

»Wem gehört es?« wollte der Psychologe wissen.

»Dem Baron.«

»Hat er auch einen Namen?«

»Ja, ich weiß ihn wieder. Je näher ich an das Ziel komme, umso besser kann ich mich erinnern. Es ist der Baron von Tirano. Ein guter, ein außergewöhnlicher Mann. Er macht alles, was wir wollen. Er ist wunderbar. Er erwartet mich.« Erna Lengerichs Gesicht nahm jetzt einen anderen Ausdruck an. Über die Wangen schien ein Leuchten zu laufen, die Augen strahlten, man merkte bei ihr die große Erwartung, die sie in das Ziel gesetzt hatte.

Baron von Tirano!

Zum erstenmal hatten wir einen Namen vernommen. Ich dachte über ihn nach, konnte jedoch zu keinem Ergebnis kommen. Mir sagte der Name einfach nichts.

Deshalb wandte ich mich an Dr. Heiermann. »Können Sie etwas damit anfangen?«

»Nein.«

»Es ist auf jeden Fall ein Adeliger«, fuhr ich fort.

»Das war der Graf Dracula auch«, meldete sich Suko.

Ich lächelte. Bestimmt hatte mein Freund den Namen des Blutgrafen nicht ohne Hintergedanken erwähnt. Sah er bereits Verbindungen zwischen den beiden?

»Kennst du ihn, Suko?«

»Nein.«

»Wieso dann die Verbindung zu dem Vampir aller Vampire?«

»Ich bin bei Adeligen eben ein wenig allergisch«, erklärte mir mein Partner.

Da schien er nicht einmal Unrecht zu haben. Ich war gespannt, was uns wirklich erwartete.

Wir fuhren durch eine verlassen wirkende Gegend. Manchmal wuchs der Wald bis dicht an die schmale Straße heran, dann trat er wieder zurück, so daß die Sicht freier wurde.

Durch einige Kurven führte der Weg, bis wir einen großen Schatten in der Finsternis sahen.

Ein Haus.

Unser Ziel?

»Da ist es«, sagte Erna Lengerich. »Ja, da ist es.« Sie lachte plötzlich.

»Endlich.« Dabei rieb sie sich die Hände, und sie freute sich wie ein kleines Kind.

Ich fand zwischen den Bäumen am Wegrand eine Lücke. Gerade so groß, daß der Wagen hineinpaßte. Dazu brauchte ich ihn nicht einmal zu rangieren.

Unter den vier Reifen zerknackten kleinere Zweige und raschelten auch faulige Blätter.

Dr. Heiermann wunderte sich darüber, daß ich angehalten hatte, denn er fragte: »Wollen Sie nicht bis an das Haus fahren, Herr Sinclair?«

»Auf keinen Fall.«

»Wieso? Ich…«

Suko stand mir bei. »Es wäre zu riskant. Niemand soll wissen, daß wir jetzt schon da sind.«

»Aber wir müssen doch…«

»Nein«, sagte ich. »Wir müssen nichts. Im Augenblick ist Frau Lengerich die Hauptperson.«

»Wollen Sie sie denn allein…?«

»Ja.«

»Das kann ich nicht verantworten!« regte sich der Mann auf. »Ich möchte zumindest an ihrer Seite bleiben.«

»Keinen will ich haben«, sagte die Frau. »Überhaupt keinen. Ich will alles allein machen. Man erwartet mich da. Ich will zu dem Baron von Tirano, merken Sie sich das. Sie sind nicht eingeladen.«

Kaum hatte sie die Sätze gesprochen, als sie schon die Tür aufstieß und aus dem Wagen kletterte.

Suko hatte hinter ihr gesessen. Er wollte sie nicht weglaufen lassen und war ebenfalls rasch aus dem BMW. Suko streckte einen Arm aus, bekam sie an der Schulter zu fassen und zog sie herum.

»Bleiben Sie hier!« befahl er.

»Nein, ich…«

Suko umklammerte ihr rechtes Handgelenk. »Sie bleiben! Haben Sie mich verstanden?«

»Ich!«

Auch Dr. Heiermann war ausgestiegen. Er griff nun ein. Scharf schaute er die Frau an. »Sie werden bleiben, Erna! Haben Sie gehört?«

Frau Lengerich erwiderte den Blick, bevor sie nickte. »Ja, ich werde bleiben.«

»So ist es besser!«

Noch standen wir gut gedeckt. Vom Haus aus waren wir nicht zu sehen. Ich wollte Erna Lengerich nicht so einfach weglaufen lassen, bevor sie mich nicht noch mit einigen Informationen versorgt hatte.

»Frau Lengerich«, sagte ich. »Der Baron von Tirano wartet auf Sie. Da habe ich recht, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ist er allein?«

Sie schaute nicht mich an, sondern Dr. Heiermann. Natürlich, denn sie war allein auf ihn fixiert.

Der Psychologe nickte. »Sagen Sie, Frau Lengerich, ist er allein in

dem Haus?«

»Nein, er gibt ein Fest.«

Maskenball der Monster. Wir hatten es auf der Karte gelesen. Ich wollte nur noch die endgültige Bestätigung haben. Akustisch hatte ich sie bekommen. Wenig später bekam ich sie auch zu sehen, denn vor dem Haus parkten einige Wagen.

Sie waren nur schlecht zu erkennen. Die Autodächer hoben sich wie Wellen aus Blech ab.

Ich wandte mich an Suko und Dr. Heiermann. »Da scheint das Fest schon in vollem Gange zu sein.«

»Die warten auf Erna Lengerich«, sagte der Chinese.

»Okay, dann lassen wir sie gehen.«

Mein Partner ließ die Frau los. Bevor sie sich in Bewegung setzte, drehte sie sich noch einmal um. Sie schaute uns an, ihr Blick flackerte, die Mundwinkel zuckten, dann drehte sie sich um und ging.

Dr. Heiermann traf Anstalten, ihr nachzueilen, dagegen hatte ich etwas.

»Nein, bleiben Sie!«

»Aber wenn sie…«

Ich ging auf den Psychologen zu, breitete die Arme aus und legte ihm die Hände auf die Schultern. »Doktor, tun Sie sich selbst und anderen einen Gefallen. Bleiben Sie zurück. Dieses Haus kann für Sie zu einer Falle werden.«

»Ja, aber…«

»Kein Aber. Sie werden hier im Wagen warten. Sollte Ihr Eingreifen erforderlich werden, sagen wir Ihnen Bescheid.«

»Das heißt, Sie wollen ebenfalls dem Haus einen Besuch abstatten?«

»So ist es.«

»Wird man Sie denn hereinlassen?«

Ich lächelte. »Das lassen Sie mal unsere Sorge sein, Doktor. Wir schaffen es schon.«

»Wenn Sie meinen.«

Natürlich würden wir nicht den normalen Weg gehen. Sollte uns etwas auffallen, was von der Normalität abwich, gab es auch für uns einen Grund, in das Haus einzubrechen. Wenn es um Menschenleben geht, ist fast jedes Mittel recht.

Dr. Heiermann machte einen nervösen Eindruck. Er knetete seine Hände, bevor er sie an den Hosenbeinen abrieb. »Ich bin so leicht nicht aus der Ruhe zu bringen, aber dies hier gefällt mir überhaupt nicht. Wissen Sie, in welch eine Gefahr Sie sich begeben?«

»Davon gehen wir aus«, erwiderte ich und lächelte. »In unserem Job muß man mit allem rechnen.«

»Ich kann Ihnen ja nichts befehlen«, sagte der Mann und hob seine Schultern. »Höchstens viel Glück wünschen.«

»Danke, das können wir brauchen.«
Erna Lengerich war bereits verschwunden. Wir sahen sie nicht mehr vor dem Haus und auch nicht auf der Treppe.
Wahrscheinlich mußte sie jetzt ihre Feuertaufe bestehen. Und die wollten wir uns nicht entgehen lassen…

***

Die illustre Gesellschaft fühlte sich wohl. Man hatte bereits getrunken.
Sämtliche Sorten von Alkohol standen bereit. Wer Whisky oder Wodka trinken wollte, bekam ihn ebenso wie Wein, Sekt oder Likör. Nur die besten Marken hatte der Baron ausgewählt, denn Geld spielte keine Rolle.
Manfred Mahnstein hielt sich an Whisky. Er lag auf einem Diwan, hielt Flasche und Glas in der Hand und ärgerte sich auch nicht mehr über seinen Totenschädel, den er über den Kopf gestreift trug.
Er hatte sich mittlerweile daran gewöhnt.
Wo seine Frau steckte, wußte er nicht. Gerda war im Halbdunkel des großen Raums untergetaucht. Nur hin und wieder sah er ihren Schädel bleich schimmern.
Jemand kam zu ihm.
Auf diese Frau hatte er schon lange gewartet. Es war die im Zigeuner-Look. »Hallo, Mann mit dem Totenschädel«, sagte sie flüsternd zu ihm.
Manfred Mahnstein drehte den Kopf. Er schaute die Frau von unten her an. Es war für sie nicht zu sehen, daß er lächelte. Seine Stimme klang verzerrt unter der Maske hervor. »Haben Sie mich gesucht, Gnädigste?«
»Ja, das habe ich.«
»Und?«
Sie nahm neben ihm Platz. Dabei bewegte sie schlangengleich ihren Arm und legte die Hand auf seine Schulter. »Ich hatte ja versprochen, herauszufinden, was sich unter der Maske befindet. Erinnern Sie sich nicht?«
»Wie sollte ich das vergessen?«
Die Frau rückte so nahe an Mahnstein heran, daß er ihr Parfüm wahrnehmen konnte.
Eine süßliche Mischung, in der Ingredienzien enthalten sein mußten, die stark auf Männer wirkten. Manfred Mahnstein fühlte sich jedenfalls von diesem süßlichen Duft angemacht. Er war neugierig darauf, zu erfahren, wer sich wohl hinter der Maske der Zigeunerin verbarg.
Bestimmt ein Rasseweib.
Wenn das Gesicht so schon und vollendet war wie ihr Körper, konnte

man schon etwas erwarten.

Ohne es eigentlich zu wollen, atmete er schneller. Er drehte seine Hand und faßte nach ihren Fingern, die noch immer warm auf seiner Schulter lagen.

»Es gefällt dir, nicht wahr?« fragte die Frau.

»Und wie.«

»Was sagt deine Gattin?«

»Sie amüsiert sich ebenfalls.«

»Moderne Ehe?«

»So ungefähr.«

»Weißt du eigentlich, wie ich heiße?« klang es unter dem schwarzen Schleier geheimnisvoll auf.

»Nein.«

»Du kannst mich Carmen nennen.«

»Der Name paßt zu dir«, erwiderte Mahnstein. Er streichelte die Hand, was die Frau geschehen ließ. »Ich liebe die Oper Carmen. Die Musik und das Libretto sind phantastisch. Beides sehr heißblütig. Immer wenn ich das Stück sehe, dann…«

Carmen lachte. »Was reden wir von der Oper? Sprechen wir lieber über uns und das Fest!«

»Du hast recht.«

Inzwischen hatte Gerda Mahnstein noch immer keinen Sitzplatz eingenommen.

Nicht weil sie keinen gefunden hätte – es standen genügend zur Verfügung –, sie besaß einfach nicht die Ruhe, um irgendwo Platz zu nehmen.

Gerda dachte an den Baron von Tirano. Und an dessen Blicke. Sie konnte sie einfach nicht vergessen. Noch immer brannten sie auf ihrer Haut, und sie suchte förmlich die Nähe des Barons. Er hatte ihr etwas versprochen, das mußte er einhalten, das würde er einhalten.

Manchmal schaute sie auch dort hinüber, wo ihr Mann saß. Er amüsierte sich mit der als Zigeunerin verkleideten Frau. Sollte er nur, Gerda machte es nichts aus.

Ein Mann im Robin-Hood-Kostüm trat auf sie zu. Eine grüne Maske bedeckte die obere Hälfte seines Gesichts. Gerda konnte nicht erkennen, um wen es sich bei dem Typ handelte.

Besitz ergreifend nahm er ihren Arm und fragte, ob sie tanzen wollte.

Gerda lehnte ab.

»Aber weshalb nicht? Magst du keine Musik?« Der Wodka-Atem streifte ihr Gesicht.

»Doch, ich mag Musik. Aber nicht jetzt.«

»Dein Pech. Später bin ich vielleicht belegt.«

»Bitte.« Sie ließ ihn einfach stehen und hörte noch sein leises Lachen, bevor sie im Dämmer des großen Raumes verschwand. An einer Seite

war die Bar aufgebaut worden. Von Wand zu Wand zog sie sich hin.

Aus den kleinen Deckenleuchten stach das Licht senkrecht auf die Batterie von Flaschen. Es berührte auch die Kristallgläser, deren Schliff funkelte und gleißte.

Aus mit Eis gefüllten Sektkühlern schauten Flaschenhälse. Gerda spürte den Durst, nahm Glas und Flasche und goß schäumenden Champagner ein. Ein wenig zu heftig, denn perlender Schaumwein strömte über, rann außen am Glas entlang und benetzte ihre Finger.

Sie spürte die Kühle auf ihrer heißen Haut und empfand sie als sehr angenehm.

Mit dem Glas in der Hand wanderte sie weiter. Hin und wieder nippte sie und schaute sich um.

Die Paare hatten sich gefunden. Überall wurde getrunken und gesprochen.

Aus versteckten Lautsprechern drang die leise Musik als Untermalung.

Einige Paare wiegten sich im Rhythmus der Melodien. Sie tanzten sehr eng, so daß einer den anderen spüren konnte.

Auch Gerda hätte gern getanzt, doch der Partner, den sie sich ausgesucht hatte, wollte nicht. Er machte weiterhin seinen Rundgang, sprach mal mit den Gästen oder führte ein Paar auf die Tanzfläche. Nur zu Gerda Mahnstein war der Baron noch nicht gekommen, obwohl er ihr doch einiges versprochen hatte.

Deshalb suchte Gerda seine Nähe. Plötzlich stand sie direkt hinter ihm und flüsterte: »Herr Baron?«

Der Mann drehte sich um.

Gerda hob ihr Glas und prostete dem Gastgeber zu. Obwohl man ihr Lächeln hinter der Maske nicht sehen konnte, verzog sie die Lippen, wobei sie hoffte, daß der andere es wenigstens ahnte.

Diesmal wich er nicht aus. »Gefällt es Ihnen bei uns, liebe Gerda?«

»Ja, sehr gut!« Die Antwort glich einem Hauch. Ihre Augen glänzten, die Hände zitterten. Endlich wußte sie den Mann in ihrer Nähe, dem sie noch in dieser Nacht gehören sollte.

Der Baron lächelte. »Sie werden sich wundern, meine Liebe. Aber es wird alles noch besser.«

»Was denn?«

»Lassen Sie sich überraschen!« Er wollte sich abwenden, damit war Gerda nicht einverstanden.

»Denken Sie an Ihr Versprechen, Baron!«

»Wieso?«

»Haben Sie nicht gesagt, daß wir in der Nacht noch etwas vorhaben? Oder täusche ich mich da?«

»Nein, Sie täuschen sich nicht.«

Diese Antwort gab ihr Hoffnung. Der Baron hatte sie doch nicht

vergessen, deshalb wurde sie mutiger und drängte sich an den hochgewachsenen Mann. »Vielleicht einen kleinen Vorschuß, lieber Baron?« flüsterte sie ihm ins Ohr.

»Wie meinen Sie das, Gerda?«

Die Frau schaute zu ihm hoch. »Nun, ich wüßte schon etwas, mein lieber Vampir.«

Bevor der Baron in die Lage geriet, eine Antwort geben zu müssen, mischte sich ein anderer ein. Es war die als Hexe verkleidete Frau mit dem grünen Umhang und dem rot angemalten Gesicht.

Sie hatte Teile des Gesprächs mitbekommen.

»Gib dir keine Mühe, du mit deinem Totenschädel. Er macht sowieso, was er will.«

Ärgerlich drehte sich Gerda Mahnstein um. »Halten Sie sich raus, wenn ich rede!«

Die Hexe lachte spöttisch, bevor sie sich wieder zurückzog. Gerda war in der Tat ärgerlich. Sie wollte wieder mit dem Baron reden, der jedoch hatte die Gunst des Augenblicks genutzt und war verschwunden.

In diesem Augenblick kam sich die Frau ein wenig verloren vor.

Sie stand da, schaute auf ihre Schuhspitzen und hätte das Glas am liebsten zu Boden gefeuert. Sie tat es nicht und leerte es statt dessen auf einen Zug.

Der Champagner war ein wenig warm geworden. Es störte sie nicht, denn sie wollte nur den unangenehmen Geschmack wegspülen. Zudem fühlte sie sich verschwitzt und wollte sich frisch machen.

Der Raum, in dem sich die Gäste aufhielten, war sehr groß.

Vielleicht sogar der größte in dem schloßartigen Gebäude. Gerda verließ ihn durch eine zweite Tür, gelangte in einen Flur und schritt diesen entlang. Sie wußte nicht, wo sich die Erfrischungsräume befanden, deshalb suchte sie auch.

Es brannten nur wenige Lampen. Aus diesem Grunde gab es mehr Schatten als Licht. Gerda hatte Glück. Als sie die düstere Landschaft eines Ölgemäldes passierte, begegnete ihr jemand vom Personal. Der Mann hatte in einer schmalen Nische gelauert. Gerda Mahnstein erschrak plötzlich, als er vor ihr stand.

»Sie wünschen?« wurde sie angesprochen.

»Ich… ich suche die Toilette.« Plötzlich raste ihr Herzschlag, so sehr hatte sie sich erschreckt.

»Gehen Sie noch ein Stück weiter. Hinter dem nächsten Licht die rechte Tür.«

»Danke.« Gerda Mahnstein fühlte sich unbehaglich. Über ihren Rücken kroch ein Schauer. Sie glaubte, sich stets kontrolliert zu sehen, warf einen Blick zurück und sah den Mann tatsächlich noch wie ein Denkmal stehen und ihr nachschauen.

Als sie die Lampe passierte, wurde ihr häßlicher Schädel angestrahlt und glich einem makaber bemalten Ballon. Die Tür lag direkt dahinter.

Gerda drehte sich nach rechts, fand die Klinke, drückte sie nach unten und öffnete.

Ein elegant eingerichteter Raum nahm sie auf. Das Licht war automatisch aufgeflammt. Sie sah zwei Waschbecken, darüber Spiegel mit schwarzen Rändern und die ebenfalls schwarz gekachelten Wände.

Noch nie in ihrem Leben hatte sie so etwas gesehen.

Ein schwarz gekacheltes Zimmer.

Sie schüttelte den Kopf. Auf solche Ideen konnte auch nur der Baron von Tirano kommen. Irgendwie paßte es zu ihm, das gab sie ehrlich zu.

Gerda trat an den Waschtisch. Hinter ihr führte eine Schwingtür zu den Toilettenräumen.

Gerda beugte sich vor und warf einen Blick in den Spiegel.

Dabei erschrak sie über sich selbst.

Der Totenschädel war über ihr Gesicht gezogen worden und saß so eng, als hätte sie ihn festgeklebt. Sie bot einen widerlichen Anblick und mußte sich vor sich selbst schütteln.

Da ihr Gesicht verschwitzt war, wollte sie es auch waschen, packte mit beiden Händen zu und zog sich den Schädel – eine Mischung aus Plastik und Gummi – über den Kopf.

Das Gesicht glänzte. Sie schaute in ihre fiebrigen Augen, drehte am runden Krangriff und ließ Wasser in das Becken strömen. Sie wartete so lange, bis es richtig kalt war, schließlich wollte sie sich erfrischen. Aus den Händen formte sie einen Trichter, ließ das Wasser hineinlaufen und schleuderte es in ihr Gesicht, nachdem sie den Kopf vorgebeugt hatte.

Es tat gut, die Kälte zu spüren. Ein paarmal wiederholte sie den Vorgang. Handtücher lagen bereit, sie trocknete sich ab und schaute noch einmal nach.

Eigentlich konnte sie mit ihrem Aussehen zufrieden sein. Ihr Gesicht war zwar nicht so rassig und wohlgeformt wie das einer Schönheitskönigin, doch sehr attraktiv. Die dunklen Augen, der volle Mund und die etwas hochstehenden Wangenknochen gaben ihr ein slawisches Aussehen. Fältchen hatte sie kaum.

Jetzt fühlte sie sich besser. Die Maske hatte sie auf den breiten Rand des Waschbeckens gelegt. Dort war der Schädel zusammengesackt, als hätte jemand mit der Faust auf ihn geschlagen.

Gerda überlegte, ob sie das Ding überhaupt wieder aufsetzen sollte.

Tat sie es nicht, widersprach sie damit den Gesetzen des Gastgebers, und ihn wollte sie auf keinen Fall zum Feind haben. Deshalb entschied sie sich dafür, den Schädel wieder überzustülpen.

Sie hatte schon nach der Maske gegriffen, als ihr Blick abermals in den Spiegel fiel.

Da sah sie etwas!

Die Schwingtür hatte sich bewegt.

Plötzlich schlug ihr Herz schneller. War ihr vielleicht jemand gefolgt?

Lauerte etwa der Baron auf sie?

Diese Fragen beschäftigten sie, und schon stieg ihr wieder die Hitze ins Gesicht.

Wieder schwang die Tür.

Hin und her.

Gleichzeitig vernahm sie auch ein Geräusch. Es erinnerte sie an das Trappeln kleiner Füße. Aber sie konnte niemanden sehen.

Deshalb drehte sich Gerda Mahnstein um.

Ihr Gesicht wurde zu einer Grimasse.

Kein Mensch hatte den Raum betreten. Auf dem Boden saßen, angestrahlt von den hellen Deckenleuchten, vier fette Ratten und schauten sie aus kleinen, tückischen Augen an…

***

»Carmen!« hauchte Manfred Mahnstein.

»Was ist?« Die Frau hatte sich an ihn gedrängt und ihren Körper dabei so gedreht, daß sie den Industriellen mit ihren Brüsten berühren konnte.

Noch immer hielt sie seine Hand und führte sie so über ihren Körper, daß die Finger über den straff gespannten dünnen Stoff an ihrem Busen strichen. Dort ließ sie die Hand auch los.

»Ich warte auf eine Antwort.«

Mahnstein räusperte sich. »Verdammt, Mädchen, du bist… nein, du kannst einen Mann verrückt machen.«

Unter dem Schleier lachte sie leise auf. »So? Kann ich das?«

»Und wie.«

»Dabei weißt du nicht einmal, wie ich aussehe, mein Lieber.«

»Ich kann es mir vorstellen.«

»Dann sag es doch.«

»Erst muß ich einen Schluck trinken.«

Als Carmen merkte, daß sich der Mann bewegen wollte, griff sie ein.

»Warte, ich gebe dir einen Whisky.« Sie brauchte nur den Arm auszustrecken, um Flasche und Gläser erreichen zu können. Es gluckerte, als sie die Flüssigkeit einschenkte und Mahnstein das Glas in die Hand gab. »Hier, trink einen Schluck.«

Mahnstein trank. Er merkte nicht einmal, daß sich der Baron näherte.

Erst als er direkt am Sofa stehen geblieben war, wurde Mahnstein aufmerksam.

»Gefällt es Ihnen, Manfred?«

Mahnstein gab nicht sofort Antwort. »Hervorragend«, erwiderte er nach einer Weile. »Eine wirklich außergewöhnliche Party, zu der ich Sie nur beglückwünschen kann.«

»Und ich beglückwünsche mich zu meinen Gästen.« Der Baron nickte.

»Es ist wirklich phantastisch. Ohne mich loben zu wollen, möchte ich sagen, ein sehr gelungenes Fest erleben wir hier.«

»Das meine ich auch.«

»Ihre Gattin amüsiert sich übrigens ebenfalls ausgezeichnet«, gab der Baron dem Industriellen zu verstehen.

»Ich freue mich für sie.«

»Dann wünsche ich noch weiterhin viel Vergnügen. Nutzen Sie die Zeit, bis der Ehrengast kommt.«

»Das werden wir gern, mein lieber Baron. Darf man fragen, wer es ist?« fügte Mahnstein noch hinzu.

Der Baron hob die Schultern, lächelte breit und ließ seine Vampirzähne sehen. »Es widerspräche den Regeln!«

»Auch keinen kleinen, kleinen Tipp?« fragte Carmen. Sie räkelte sich im Griff des Mannes.

Baron von Tirano zögerte. »Es ist eine Frau«, gab er schließlich zu.

Carmen lachte leise hinter ihm her. »Noch eine Frau«, sagte sie.

»Die Männer haben es gut.«

»Das steht ihnen auch zu«, sagte der Baron.

»Was sind Sie eingebildet, mein Lieber.«

»Waren wir nicht beim Du angelangt?«

»Stimmt, wir sollten es pflegen, mein lieber Totenschädel.« Carmen griff nach ihrem Glas. Es war ein Longdrink. Er schimmerte blaßrosa wie verdünntes Blut. »Prost, mein Lieber, auf unser Wohl.«

Sie tranken sich zu und merkten beide nicht, daß zwei Körper auf die Couch gesprungen waren.

Fette Ratten.

Sie suchten die Nähe der Menschen und hatten sie endlich gefunden.

Wieselflink huschten sie über das dicke Polster, krochen über den Körper der Frau und blieben auf deren Schulter hocken.

Jetzt erst sah Mahnstein sie.

Der Industrielle versteifte!

***

Über mein Gesicht streiften Spinnweben, ich spürte sie auch auf den Lippen und spie aus. Im nächsten Moment rutschte ich schneller, bis ich Widerstand unter meinen Füßen spürte.

Dann stand ich in einem Keller und schaute den Weg zurück, den ich genommen hatte.

Durch ein Kellerfenster war ich eingestiegen. Es lag zu ebener Erde.

Suko und ich hatten einen Rost in die Höhe heben müssen, da es

keinen anderen Weg in das Haus gegeben hatte.

Wir hatten wirklich sehr genau gesucht, Fenster und Türen nachgesehen, und waren stets auf verschlossene Hindernisse gestoßen.

Bis eben auf diesen Kellerzugang.

Wir hatten den Rost nicht aufzubrechen brauchen, sondern konnten ihn normal abheben. Dahinter begann eine Schräge, die ich hinuntergerutscht war.

Suko stand oben. Wenn ich mich vorbeugte und den Kopf drehte, konnte ich seinen Schatten sehen, denn mein Partner kniete vor dem Kellerloch. »Alles klar, John?« rief er.

»Soweit ich sehen kann, ja.«

»Okay, dann komme ich.«

Der Chinese war ein wenig breiter gebaut als ich. Er würde Mühe haben, sich durch den engen Gang zu zwängen. Ich deckte ihm gewissermaßen die Vorderseite und richtete meinen Blick in den düsteren Keller.

Noch wagte ich es nicht, die Lampe einzuschalten, ich wollte meinen Partner erst bei mir haben. Nach einigem Geschimpfe und bösen Worten stand er schließlich neben mir.

Ich grinste ihn an. »Alles klar?«

»So gut wie.«

Suko klopfte seine Kleidung ab. Sehen konnte ich es nicht, ich hörte es nur.

Wenig später machte ich Licht.

In einem normalen Keller befanden wir uns nicht, sondern in einem alten Gewölbe, wie man es von Schlössern und ähnlichen Bauten her kannte. Es gab mehrere Räume, zum Teil durch Rundbogen miteinander verbunden, und im Licht unserer schmalen Lampen schimmerten die Wände feucht. Sie waren düster, aus mächtigen Quadergesteinen errichtet.

Ein Mensch hielt sich in unserer Nähe nicht auf. Wir hörten auch kein fremdes Geräusch, nur unseren eigenen Atem.

Suko deutete nickend zur Seite. »Ich bin dafür, den Weg nach oben zu suchen«, raunte er. »Vielleicht können wir bei der Party noch ein wenig mitmischen.«

»Das will ich doch hoffen.«

Natürlich stand nicht angeschlagen, wo es in die Höhe ging. So blieb uns nichts anderes übrig, als eine Treppe zu suchen.

Leer waren die großen Räume nicht. Derjenige, in dem wir gelandet waren, beinhaltete zahlreiche alte Möbelstücke. Zum Teil waren sie noch erhalten, es gab auch Möbel, die nur noch aus Holztrümmern bestanden.

Der nächste Raum war schmaler, dafür langgezogen. Wir kamen uns vor wie in einem Verlies.

Die Lampenstrahlen stachen in die Finsternis und trafen auf eine Wand.

Sie war etwas heller als die anderen, wahrscheinlich hatte man sie gestrichen, und als wir die Hände bewegten, da entdeckten wir auf der Wand die Zeichnungen.

Es waren Gesichter.

Noch konnten wir sie nicht genau erkennen, gingen deshalb vor und waren beide erstaunt.

Jemand hatte mit dunkler Farbe auf die Wand zwei Fratzen gemalt.

Mit wenigen Strichen nur, aber sehr deutlich zu erkennen, denn wir sahen zwei Vampirgesichter.

Die Mäuler standen offen. Als Ovale waren sie gezeichnet worden.

Aus den oberen Hälften drangen zwei Pfeile, die wohl die Zähne des Vampirs darstellen sollten.

Wir traten näher an die Wand heran, damit wir die Vampirfratzen genau erkennen konnten.

Ich schüttelte den Kopf.

»Was hast du?« fragte Suko.

»Das scheinen mir die gleichen Gesichter zu sein.«

»Baron von Tirano«, sagte der Inspektor nur.

»Glaubst du, daß er ein Vampir ist?«

»Möglich, wenn ich mir die Fratzen so anschaue. Wer kommt schon auf die Idee, sie so zu zeichnen?«

Da hatte mein Partner recht. Ich strich mit der Hand über die Umrisse.

Sie fühlten sich irgendwie fettig an, für mich ein Beweis, daß die Zeichnungen mit Fettkreide gemalt worden waren.

Ich hob die Schultern. »Hier kommen wir nicht weiter«, sagte ich. »Schauen wir uns mal um, wo es nach oben geht.«

Suko war schon auf dem Weg. Wir gingen wieder zurück, wandten uns nach links und erreichten einen Kellergang, der schließlich vor einer Holztür endete.

Verschlossen war sie nicht. Allerdings schabte sie über den Boden, als wir sie aufzogen, und mir rann ein Schauer über den Rücken. Eigentlich hatten wir beide damit gerechnet, hinter der Tür eine Treppe zu entdecken, doch da wurden wir enttäuscht. Wir gelangten wieder in einen Kellerraum, der sich allerdings von dem ersten unterschied.

Vielleicht war er auch später gebaut worden, denn dieser Raum vor uns diente als Lager für normale Dinge.

Wir sahen Kästen und Kisten. Rechts ging es zu einem Weinlager, wo in Holzregalen zahlreiche Flaschen lagerten. Überall begegneten wir dem Staub und Spinnweben, die wie lange Silberfäden im Licht unserer schmalen Lampen schimmerten.

»Wo sollen wir hin?« fragte Suko. »Sehen wir uns das Weinlager an?«
Es war ziemlich tief.
Da wir nicht wußten, wo sich der Ausgang des Kellers befand, war es egal, wo wir mit unserer weiteren Suche begannen. Also gingen wir tiefer in das Weinlager hinein.
Auch hier lag der Staub fingerdick. Zusätzlich wurde er von unseren Füßen aufgewirbelt, obwohl wir sehr leise gingen. Deshalb hörten wir auch die anderen Schritte.
Sofort blieben wir stehen.
Die Schritte waren vor uns aufgeklungen. Sie drangen gewissermaßen aus der Tiefe des Weinlagers und wurden von Sekunde zu Sekunde lauter. Suko und ich suchten nach einem Versteck. Wir fanden es neben einem großen Weinfaß.
In seinen Schatten drückten wir uns und auch mit dem Rücken gegen die Wand.
Keine Sekunde zu früh hatten wir so reagiert, denn vor uns, in der Tiefe des Ganges, wurde es hell.
Dort hatte jemand eine Laterne angezündet, ihr Lichtschein schwankte. Was diejenige Person in diesem Keller wollte, wußten wir noch nicht. Wenig später erfuhren wir es, als sie in unsere Nähe kam und stehen blieb.
Bisher hatte ich stillgestanden. Nun reckte ich meinen Kopf vor und schaute um die Kante des Weinfasses in den Gang hinein.
Ich sah einen Mann.
Vor einem Regal stand er. Seine Laterne hatte er auf die oberste Reihe des Regals gestellt. Ihr Licht bildete dort eine helle Insel, die auch das Gesicht des Mannes streifte.
Ich hatte den Kerl noch nie gesehen. Er trug dunkle Kleidung, die mich an die Livree eines Dieners erinnerte. Der Ankömmling hatte auch einen großen Korb mitgebracht, der neben ihm stand.
Wortfetzen wehten uns entgegen, als der Mann mit sich selbst sprach.
»Verdammt, der Wein hat doch hier gelegen«, murmelte er. »Ich muß ihn finden.«
Während seiner Suche näherte er sich immer mehr meinem Versteck.
Wenn er noch zwei Schritte weiterging, hatte er das Weinfaß erreicht und mußte mich sehen.
Ich hatte kein Glück. Der Mann schritt mit seiner Laterne im Arm genau auf das Faß zu.
Er leuchtete auch in die Nische.
Ich mußte ihm wie ein Geist vorgekommen sein. Er erschrak heftig, stieß einen Schrei aus und wankte zurück wobei er die Laterne fast noch fallengelassen hätte.
Sie wankte in seiner hocherhobenen Hand, als wäre sie von einem Orkanstoß erfaßt worden. Im zuckenden Licht erkannte ich, wie das

Gesicht allmählich erstarrte. Wahrscheinlich wechselte es auch seine Farbe.

Der Mann wankte zurück, bis er gegen die Wand stieß. Und sein Schreck wurde noch größer, als plötzlich mein Freund Suko auftauchte, so daß wir den anderen jetzt in der Falle hatten.

»Das war's dann wohl«, erklärte ich und nickte ihm zu.

Der Typ schnappte nach Luft. Er hatte ein breites Gesicht. Sein Haar wuchs bis in die Stirn hinein, und er hatte sich auch wieder gefangen, denn er fragte mit ziemlich wütend und aggressiv klingender Stimme:

»Verdammt, was wollen Sie hier?«

»Wir haben uns verlaufen«, erwiderte ich.

»Deshalb suchen wir jemand, der uns wieder nach oben führt«, fuhr Suko fort.

Und ich sagte: »So einfach ist das.«

Während unserer Worte hatte der Typ einmal mich, dann wieder Suko angeschaut. Seinen Blick konnte man mit dem Begriff unstet beschreiben, doch dann zog sich sein Mund in die Breite. »Ihr gehört nicht zu den Gästen«, sagte er. »Was wollt ihr hier? Einbrechen?«

»Nein, mitfeiern.«

Der Typ wurde wütend. »Haut ab! Verschwindet! Den guten Rat gebe ich euch.«

»Wir wollen nur nach oben.«

»Seid ihr lebensmüde?«

»Eigentlich nicht…«

»Dann haut auf dem Weg ab, den ihr auch gekommen seid, verdammt noch mal!«

Meine Geduld war am Ende. »Sie werden uns führen und damit basta.«

Er schaute mich an. Ich ahnte, daß er eine Dummheit versuchen wollte und sollte mich nicht getäuscht haben. Ohne Vorwarnung schlug er plötzlich zu. Mit der Laterne.

Die Waffe gefiel mir überhaupt nicht, denn die vier Glaseinsätze an den Seiten wurden durch Eisenstreben gehalten.

Zwar konnte ich noch meinen Kopf zur Seite nehmen, aber nicht völlig aus der Flugbahn drucken, und so erwischte mich eine der verdammten Kanten am Ohr.

Ein stechender Schmerz zog durch meinen Schädel. Ich spürte Blut, dazu den beißenden Schmerz und sah den Kerl rennen.

Weit kam er nicht.

In der Dunkelheit übersah er Sukos Bein, stolperte und machte einen Satz nach vorn.

Dabei ruderte er mit den Armen. Es gelang ihm nicht mehr, sich zu fangen. Zwar warf er sich noch zur Seite, prallte gegen das Regal, wobei zahlreiche Flaschen ins Wanken gerieten und gegeneinander

klirrten.

Wie durch ein Wunder zerbrach die Lampe nicht. Sie brannte weiter, und der Mann war noch nicht ausgeschaltet. Er schnellte in die Höhe und schlug nach Suko.

Geschickt fing mein Partner die Faust ab, drehte den Arm des Mannes herum und hatte den Kerl plötzlich im Polizeigriff. »Sei ganz ruhig, mein Lieber«, sagte er. »Eine falsche Bewegung, und du wirst es bereuen. Verstanden?«

»Ja.«

Suko schaute zu mir. Ich hatte ein Taschentuch hervorgeholt und preßte es gegen die Stelle, wo mich die Kante der Laterne getroffen hatte. Die Haut war dort eingerissen und hatte eine blutende kleine Wunde hinterlassen.

Als ich mein Taschentuch wegzog und nachschaute, sah ich den roten Fleck.

»Alles klar, John?« fragte mich Suko.

Ich hob die Schultern. »So gut wie. Bis auf diese Kleinigkeit.«

»Indianer kennen keinen Schmerz«, erwiderte der Inspektor lachend.

Er wandte sich wieder unserem Gefangenen zu. »So, mein Freund«, sagte Suko. »Jetzt wollen wir beide mal vernünftig miteinander reden. Wo, bitte, geht’s zum Ausgang?«

»Leck mich…«

Suko verstärkte den Druck, und der andere stöhnte auf. Er hatte den Kopf gedreht. Viel konnte er nicht vertragen, denn seine Augen hatten sich mit Tränen gefüllt.

»Ich warte.«

»Wir müssen weiter durch, verdammt!«

»Okay, dann geh vor.«

Suko hielt den Knaben so fest, daß der andere nur gebückt laufen konnte. Die Laterne nahm ich an mich. Schon bald zuckte das Spiel aus Licht und Schatten über eine Holztür. Ich drückte mich an Suko und seinen Gefangenen vorbei. Die Tür war nicht verschlossen.

Spaltbreit stand sie offen. Sie zog sie so weit nach innen, daß die Lücke groß genug war, um uns hindurchzulassen.

Bisher hatte mich der Keller und seine Räume nicht überrascht.

Das änderte sich schlagartig. Wir betraten ein großes Verlies, das mich an eine regelrechte Gruselkammer erinnerte.

Düster, unheimlich, mit kahlen Wänden, über die der Schein der Laterne tanzte.

Ich spürte auch einen Luftzug und sah Licht, das von der Decke herabfiel.

Sofort schaute ich nach oben. Dort befand sich eine viereckige Öffnung.

Das Licht konnte also durch eine Luke fallen.

Und es traf genau den Gegenstand, der in der Mitte dieses großen Kellerraumes stand.

Es war ein schwarzer offener Sarg!

Für einen Moment blieb ich stehen und schüttelte den Kopf. Damit hätte ich nicht gerechnet, und ich atmete die Luft durch die Nase ein.

Verdammt, das war wirklich eine Überraschung.

Langsam ging ich auf den Sarg zu. Dabei schielte ich auch nach oben und sah aus der Luke eine schiefe Ebene stoßen, ein Brett, das unten, dicht in der Nähe des Sargs den Boden berührte. Es war glatt und nicht wie eine Leiter gebaut. Wenn man geschickt war, konnte man über das Brett in die Höhe klettern.

Auch Suko hatte den Sarg gesehen, denn ich horte hinter mir seinen Kommentar. »Mein lieber Mann, dieser Keller birgt ja einige Überraschungen.«

Ich drehte mich um. Wenn uns jemand die Fragen beantworten konnte, dann unser Gefangener, »Wem gehört der Sarg?«

»Dem Baron.«

»Und was macht er damit?«

Der Kerl lachte. »Er schläft darin.«

»So etwas ist für einen Menschen ziemlich ungewöhnlich. Ich habe nur davon gehört, daß Vampire in Särgen schlafen.«

»Vielleicht ist er ein Vampir.« Der Mann begann leise zu lachen.

Da konnte er durchaus recht haben. Mit Vampiren hatten auch wir unsere Erfahrungen gesammelt.

»Und wozu dient das Brett?«

»Das ist für seine Freunde.«

»Welcher Art?«

Unser Gefangener begann hoch und hohl zu kichern. »Ratten«, flüsterte er rauh. »Es sind die Ratten, die der Baron von Tirano so sehr liebt. Ja, wirklich…«

Ich schüttelte den Kopf, Ausgerechnet Ratten. Klar, sie paßten gut zusammen. Ein Vampir war ein ebenso großer Schmarotzer wie diese widerlichen Tiere.

Ich drehte mich um und schaute mir den Sarg genauer an. Um mehr Licht zu haben, leuchtete ich mit der Bleistiftlampe hinein.

Die Totenkiste war von innen ausgepolstert. Dunkelblauer Samt schimmerte. An einigen Stellen war er eingerissen, für mich ein Beweis, es nicht mit einem neuen Belag zu tun zu haben. Auch sah ich hellere Flecken auf dem Stoff. Sie waren bereits eingetrocknet.

Hatte hier tatsächlich ein Vampir gelegen?

Ich blickte auf den Gefangenen. Er stand in gebückter Haltung und schaute mich lauernd an. Dabei hatte er die Lippen zu einem harten Grinsen verzogen.

»Kannst du dir schlecht vorstellen, wie?« fragte er mich.

»Ja, das allerdings.«

»Wollt ihr noch immer nach oben?«

»Warum nicht? Wenn du hinaufgehst, nimmst du dann auch diese komische Treppe?«

»Nein, einen anderen Weg.«

»Den gehen wir jetzt auch.«

Vor Erreichung eines Ziels haben die Götter bekanntlich den Schweiß gesetzt. In diesem Fall war es nicht der Schweiß im direkten Sinne, sondern etwas anderes.

Die Ratten!

Bisher hatten wir nur von ihrer Existenz gehört, sie aber nicht gesehen.

Sie hielten sich im Keller auf. Da er so geräumig war, hatten wir ihn nicht völlig überblicken können, und urplötzlich lösten sie sich aus ihren Verstecken.

Wir hörten das Trappeln der kleinen Füße, sahen die Körper und stellten fest, daß sie verdammt schnell waren.

Dann griffen die ersten schon an!

***

Vier Ratten starrten auf die Frau!

Gerda Mahnstein wollte schreien, doch sie konnte nur den Mund Öffnen. Ein Laut drang nicht über ihre Lippen. Der Schrei war ihr buchstäblich im Hals steckengeblieben.

So stand sie steif da und schaute auf die vier Nagetiere, die sie mordlüstern anglotzten. Jedenfalls hatte Gerda das Gefühl. Ihr Gesicht zuckte. Sie wußte nicht, wohin sie gehen sollte, die Ratten versperrten ihr den Weg zur Tür und sie fragte sich, wann sie ein Opfer dieser Nager werden würde.

In der Farbe glichen sie sich. Ihre Körper waren grau, besaßen an einigen Stellen aber braune Streifen oder Flecken. Sie wirkten fett, regelrecht überfressen. Die Augen klein und tückisch. Sie starrten die Frau an. Gerda hatte das Gefühl, als würden die Ratten überlegen, wohin sie beißen sollten.

Irgendwann hatte sich Gerda Mahnstein wieder gefangen. Die Zeit war ihr lang vorgekommen, obwohl nur Sekunden vergangen waren. Sie traute sich auch wieder, eine Bewegung zu machen, denn sie wedelte mit den Händen.

»Weg!« flüsterte sie. »Geht weg, verdammt…«

Die Ratten rührten sich nicht. Nur sträubte sich ihnen das Fell, und Gerda hatte das Gefühl, als hätten die Tiere ihre Worte haargenau verstanden.

Plötzlich waren die Ratten nicht mehr zu halten. Urplötzlich schossen sie in die Höhe. Mit keiner Bewegung hatten sie sich zuvor verraten,

und Gerda wurde völlig überrascht. Es gelang ihr auch nicht, zur Seite auszuweichen, die Ratten waren einfach zu schnell.

Vier braune Körper zielten auf sie.

Der Aufprall.

Gerda schrie. Ihr Schreien hallte als Echo von den Wänden wider.

Sie trug nur ihr Kleid, die kleine Pelzjacke hatte sie längst abgelegt, und jetzt merkte sie, wie die Krallen der Nager durch den Stoff griffen und sich an ihrer Haut festhielten.

Es war grauenhaft.

Gerda Mahnstein schüttelte sich, änderte ihre Bewegung, denn die Ratten blieben hocken. Sie drehte sich wie wild im Kreis, damit die Tiere von ihrem Körper geschleudert wurden.

Eisern hielten die Nager fest. Gerda konnte sie schütteln, wie sie wollte, sie bekam keines der vier Tiere von ihrem Körper. Wo sie einmal waren, da blieben sie auch.

Die Frau schluchzte und jammerte. Mit dem Rücken stieß sie gegen den Rand eines der beiden Waschbecken. Sie spürte den Schmerz, aber das andere war viel schlimmer.

Zwei Ratten hatten es sich auf ihrer Schulter bequem gemacht.

Sie hockten dort wie kleine Denkmäler und ließen sich auch durch ein Schütteln nicht abstreifen.

Der dritte Nager klammerte sich an ihrem rechten Oberschenkel fest.

Die vierte Ratte aber saß auf Gerdas Kopf, und die Frau spürte die scharfen Krallen auf ihrer Kopfhaut.

Stocksteif stand sie, wagte nicht, sich zu rühren, während aus ihren Augen Tränen liefen und helle Bahnen auf der Wangenhaut hinterließen. Die Frau weinte lautlos. Sie stand unter einem Schock.

Das gesamte Zimmer drehte sich vor ihren Augen, und die schwarzen Kacheln wurden für sie zu wirbelnden Schatten.

Minuten vergingen.

Gerda Mahnstein rührte sich ebenso wenig wie die Nager. Tiere und Mensch schienen erstarrt zu sein. Irgendwann einmal läßt jeder Schock nach. So war es auch bei Gerda. Sie merkte, daß sie das alles als nicht mehr so schlimm empfand, und sie versuchte die erste Bewegung.

Es klappte.

Alle vier Ratten ließen es zu, daß sie einen Schritt nach vorn machte.

Dabei hatte sie ihren Körper so gedreht, daß sie in Richtung Tür gehen konnte.

Vorsichtig schlich sie weiter. Sie hielt den Atem an. Nur hin und wieder drang ein seltsames Geräusch aus ihrem Mund. Es hörte sich an wie eine Mischung aus Schluchzen und Atmen.

Auch die Tür zitterte. Noch sah sie nicht alles so, wie es sein sollte, aber sie hatte den Mut, auch weiterhin auf den Ausgang zuzugehen,

denn die Ratten ließen sie.
Vielleicht wollten sie es sogar.
Gerda Mahnstein konnte das Bad verlassen.
Wieder betrat sie den düsteren Gang. Alles kam ihr so vor wie auf dem Hinweg. Nur eins hatte sich verändert. Auf ihrem Körper hockten vier Ratten.
Widerliche, braungraue Bestien. Nager der übelsten Sorte. Tiere, vor denen sich die Frau fürchtete, die ihr Angst einflößten, aber sie hielt sich tapfer.
Obwohl sie am liebsten schreiend und voller Panik das Haus verlassen hätte, ging sie den Flur entlang.
Zitternd setzte sie einen Fuß vor den anderen. Sie wollte zu den anderen, mußte einfach hin und sie warnen. Bisher hatte sie Gefallen an der Feier gefunden, das war nun vorbei. Sie wollte so rasch wie möglich weg, auch die Anwesenheit des Barons konnte sie nicht mehr locken.
Seiner Faszination war sie erlegen gewesen, dieses Kapitel betrachtete sie nun als abgeschlossen.
Gerda dachte nicht darüber nach, was die anderen wohl sagen würden, wenn sie mit den Ratten auf ihrem Körper erschien. Es war ihr völlig egal, sie dachte in diesen Augenblicken nur an sich selbst und nicht einmal an ihren Mann.
Endlich sah sie die Tür.
Niemand war ihr auf dem Gang begegnet. Mit den Ratten auf dem Körper nahm sie die letzten Meter in Angriff, die sie noch trennten.
Die Ratte auf ihrem Oberschenkel bewegte sich. Dabei hackte sie mit ihren Zähnen zu und schlug die kleinen, spitzen Messer in das Fleisch.
Gerda Mahnstein zuckte zusammen, aber die Ratte ging nicht weiter, sie hatte nur ihren Platz gewechselt.
Die Tür war nicht nur hoch und breit, sie besaß auch eine gehörige Stabilität. Dennoch vernahm Gerda die Stimmen der übrigen Gäste.
Musik hörte sie keine mehr, dafür das häßliche Lachen des Barons.
Diesmal widerte es sie an.
Nur einen Schritt legte sie zurück, griff nach der Klinke und riß die Tür auf.
Sie starrte in den Raum und sah, daß sich die Szene völlig verändert hatte…

***

Manfred Mahnstein glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können.
Auf Carmens Schulter hockte tatsächlich eine fette Ratte. Er kniff die Augen zu, öffnete sie wieder und dachte an eine Täuschung.
Nein, das Bild blieb.
Mahnstein spürte, wie er unter seiner Maske blaß wurde. Er wollte

die Frau warnen, ihr Bescheid geben, welch ein Biest es sich da auf ihrer Schulter bequem gemacht hatte, als das Tier von allein verschwand. Er machte einen Satz, lief den Rest der Rücklehne entlang und verschwand an der anderen Seite der Couch.

Dort sprang der Nager zu Boden.

»Was hast du?« fragte Carmen.

Noch immer klang ihre Stimme leicht rauchig und lockend unter der schwarzen Maske.

Mahnstein schüttelte den Kopf. »Verdammt, ich habe…« Er schluckte. »Ich habe eine Ratte gesehen.«

»Wirklich?«

»Ja, zum Henker.«

»Dann ist es bald soweit.«

Mit dieser Antwort hatte der Industrielle in keinem Fall gerechnet. Er schaute Carmen an, schüttelte den Kopf, verzog die Lippen und fragte leise: »Dich überrascht es nicht?«

»Nein.«

»Aber wieso nicht, verdammt?« Verschwunden war der erotische Zauber der vergangenen Minuten. Manfred Mahnstein dachte jetzt nur noch an die letzten Sekunden, die für ihn so schrecklich gewesen waren.

Und er analysierte die Antwort seiner neuen Eroberung.

»Du hast also Bescheid gewußt, dass wir es mit Ratten zu tun bekommen würden?«

»Natürlich. Du nicht?«

»Nein.«

Ihre Finger strichen über den Arm des Industriellen. »Aber mein Lieber, du weißt doch, daß die Feste des Barons immer etwas Besonderes sind. Hat es sich nicht herumgesprochen, daß er Ratten über alles liebt?«

»Bis zu mir noch nicht.« Mahnstein stöhnte. Er geriet ins Schwitzen.

Das wurde immer schlimmer. Er war wirklich kein Freund von Traurigkeit und machte auch Dinge mit, wobei die meisten Menschen paßten, aber was er hier erlebte, war auch ihm zuviel. Plötzlich empfand er diese Maskierung nicht nur als lächerlich, sondern auch als zu anstrengend. Kurzentschlossen packte er die unteren Ränder der Maske und streifte sich den Schädel über den Kopf.

»Nein!« rief Carmen, »das darfst du nicht!«

»Ich mache, was ich will. Und wenn ich hier Ratten sehe, ist der Spaß für mich vorbei!« Mahnstein schoß von der Couch hoch. Er hatte sehr lange gesessen und sich dann zu heftig bewegt. Sein Kreislauf war ein wenig durcheinander geraten. Er spürte, wie das Blut in seinen Kopf schoß und ihn Schwindel packte.

Er sah die Ratten.

Sie waren überall.

Sie liefen, rannten und sprangen über den Boden. Manche kletterten auch an den Gästen hoch, denen dies nichts ausmachte.

Auch die als Hexe verkleidete Frau spielte mit einem Nager. Sie hatte ihn zwischen beide Hände genommen und hielt das Tier dicht vor ihr Gesicht.

Mahnstein war entsetzt und schockiert zugleich. Allmählich begriff er auch. Er schien der einzige zu sein, der nicht Bescheid wußte. Alle anderen waren darüber informiert, daß es hier Ratten gab, und sie nahmen diese Tatsache auch als selbstverständlich hin.

Das war für Manfred Mahnstein zu hoch.

Er hörte Carmen lachen. Plötzlich war ihm diese Person mehr als suspekt.

Er Wollte nichts mehr mit ihr zu tun haben und wandte sich zum Gehen.

»Weshalb bleibst du denn nicht?« fragte sie. »Das Fest hat seinen Höhepunkt noch nicht erreicht.«

»Darauf kann ich verzichten«, erwiderte Mahnstein mit knirschender Stimme. Wer ihn kannte, wußte, daß es ihm ernst war, wenn er so redete. Er warf der Frau keinen Blick mehr zu. Jetzt wollte er mit dem Baron sprechen und ihn zur Rede stellen.

Eine Ratte huschte auf ihn zu. Sie lief in ziemlich gerader Linie, und Mahnstein übermannte die Wut, als er das Tier sah. Bevor es ausweichen konnte, hatte er schon zugetreten.

Die Ratte wurde voll erwischt. Der Tritt schleuderte sie in die Höhe, sie überschlug sich und klatschte zu Boden. Der als Medizinmann verkleidete Gast hatte die Aktion mitbekommen. »Sind Sie wahnsinnig!« fuhr er Mahnstein an. »Sie können doch nicht…«

»Und ob ich kann!« zischte der Industrielle. »Mir reicht es jetzt.«

»Wo ist überhaupt Ihre Maskierung?«

»Auf die pfeife ich auch.«

»Das sieht der Baron aber nicht gern.«

»Es ist mir egal, ob er das gern sieht.«

»Dann sind Sie der erste…«

Bevor Mahnstein noch nachhaken konnte, war der andere Gast im düsteren Licht untergetaucht.

Bisher hatte die Musik gespielt. Urplötzlich verstummte sie. Eine seltsame Stille trat ein. Nur unterbrochen durch das Trappeln der kleinen Rattenfüße und das Atmen der Menschen.

Man wußte Bescheid. Allmählich näherte sich das Fest seinem Höhepunkt.

Der Baron würde nun ein Geheimnis lüften, denn so war es oft bei seinen Parties.

Und schon tauchte er auf.

Er kam wie ein Gespenst aus dem Schatten. Unter einem Lichtstrahl blieb er stehen. Haargenau wurde er im Gesicht getroffen, und das Licht ließ seine Züge noch bleicher erscheinen, als wären sie mit einer dünnen Schicht aus Kalk eingerieben worden.

Sein Blick saugte sich an Manfred Mahnstein fest, und er streckte seinen rechten Arm aus. »Halt«, sagte er mit befehlsgewohnter Stimme.

»Keinen Schritt weiter! Jetzt bestimme ich!«

Manfred Mahnstein ließ sich so leicht nichts sagen. Diesem Befehl allerdings gehorchte er und erwiderte auch nichts, als ihm gesagt wurde, zurückzuweichen.

Der Baron hatte das Kommando übernommen. Er wollte das Fest zu seinem Höhepunkt treiben.

»Ich möchte euch alle bitten, herzukommen!« rief er mit lauter Stimme und klatschte in die Hände. »Was ich euch nun verrate, weiß kaum jemand. Ihr seid die Auserwählten, ihr sollt es erfahren, und ihr werdet euch wundern.«

Seine spannenden Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Gäste verließen ihre Plätze, um sich im Halbkreis vor dem Baron aufzubauen.

Der genoß den Auftritt. Er sah sie alle, bis auf eine.

Mahnsteins Gattin.

Der Industrielle stand allein. Deshalb fühlte er sich anscheinend unbehaglich, und bedachte die Ratten mit scheuen Blicken. Der Baron hatte keinerlei Anstalten getroffen, die Tiere zurückzuschicken.

Sie blieben ebenso bei ihm wie die Menschen.

Es dauerte knapp zwei Minuten, dann hatte jeder seinen Platz erreicht.

Der Baron stand im Licht.

Dennoch warf er keinen Schatten.

Bis auf Manfred Mahnstein fiel das keinem auf. Der Industrielle aber hielt sich zurück. Worte waren hier fehl am Platz. Neben ihm stand die Frau mit den Reifröcken. Auf ihrer Schulter hockte eine Ratte und funkelte Mahnstein an.

Am liebsten hätte der Industrieboß das Tier von der Schulter geschlagen. Nur mühsam hielt er sich zurück.

Der Baron nickte zufrieden und begann mit seiner Rede. »Zunächst einmal möchte ich ein wenig über meine Herkunft sagen. Viele kennen mich, aber die meisten wissen nicht, wer ich bin. Natürlich der Baron von Tirano, doch meine Abstammung liegt weit, viel weiter zurück, als ihr überhaupt denken könnt. Wenn ich ehrlich bin und mein wahres Alter angebe, komme ich auf über Jahre. Versteht ihr?«

Ein atemloses Staunen war die Antwort. Die Gäste schauten sich an, doch niemand sagte etwas.

Über 200 Jahre standen im Raum.

Unglaublich.

»Normalerweise kann ein Mensch diese Zeiten nicht überleben«, sagte der Baron. »Doch es gibt Ausnahmen. Schaut mich an. Ich sehe zwar aus wie ein Mensch, bin aber keiner, denn ich konnte nur überleben, weil ich ein Dasein als Vampir führe. Jawohl, ich bin ein Vampir, ein Blutsauger, ein Untoter, ein Wiedergänger. In diesem Haus habe ich, eingemauert von meinen damaligen Feinden, die Zeiten überdauert, und ich bin wieder freigekommen. Das verdanke ich meinen neuen Freunden – den Ratten!« Als er das letzte Wort gesprochen hatte, stach sein Arm vor und der ausgestreckte Zeigefinger deutete auf die hin- und herhuschenden Tiere. »Das sind meine wahren Freunde. Sie haben so lange genagt und gebissen, bis das Mauerwerk zerstört war und ich wieder in die Freiheit entlassen werden konnte. Ohne die Ratten hätte ich noch jetzt in dem Verlies gehockt. Aber ich bin wie ein Phönix aus der Asche zurückgekommen, und ich werde meinen Weg gehen. Wie schon damals habe ich es auch heute geschafft, mir das Flair eines Geheimnisvollen zu geben, die Gesellschaft hat mich anerkannt, mich akzeptiert, als ein enfant terrible. Ich war interessant geworden, gerade für diejenigen, denen ich mich nicht gezeigt hatte. Viele Menschen hatten versucht, mit mir in Kontakt zu kommen, die Klatschpresse vor allen Dingen, doch ich verstand es, mein Inkognito zu bewahren, denn die lange Zeit hatte mich weise gemacht. Was wohl keinem vor mir gelungen war, habe *ich* geschafft. Ich verstand plötzlich die Sprache der Ratten. Ich wurde in der langen Zeit einer von ihnen. Wenn die Ratten sich unterhielten, so redete ich mit ihnen, und ich erfuhr, daß auch sie so etwas wie eine Führerin besitzen. Die Rattenkönigin!«

Nach diesen Worten legte er eine Pause ein, weil er das Gesprochene erst einmal wirken lassen wollte.

Die Menschen schauten sich an. Sicherlich schwitzten sie unter ihren Masken, überlegten, dachten nach, doch niemand wagte, eine Frage zu stellen.

Deshalb redete der Baron weiter. »Ich sprach vorhin von einer Rattenkönigin. Mein größter Wunsch wurde es im Laufe der Zeit, diese Königin kennen zulernen. Und ich erfuhr, daß es gar nicht so einfach ist, sie zu befreien, denn sie lebt leider nicht hier, sondern im fernen Indien. Aber hier habe ich die Weichen gestellt, denn mir wurde weiter bekannt, daß es einen gewissen Schlüssel gibt, der nötig ist, um die Rattenkönigin zu befreien. Das Wort Schlüssel ist in diesem Falle nur symbolisch gemeint. Tatsächlich handelt es sich dabei um einen Dolch. Wenn ich ihn in die Hand bekomme, wird es mir gelingen, auch die Rattenkönigin auf meine Seite zu ziehen und damit alle Ratten der Welt. Dann kann die Zeit der Apokalypse beginnen. Wenn

die Ratten stärker sind als die Menschen, haltet sie nichts mehr.«

Starke Worte, die noch stärker unter dem Eindruck des eben Erlebten wirkten. Die Menschen wußten jetzt, daß es kein Bluff war, den sie zu hören bekommen hatten. In der Tat spielte dieser Mann mit den Nagern und Ratten. Sie gehorchten ihm, er führte sie an und er wollte auch die Rattenkönigin finden.

»Ich habe sehr lange gesucht und geforscht«, erklärte er. »Und ich habe den Schlüssel gefunden. Es ist eine lange Suche gewesen, aber sie hat sich gelohnt. Ich weiß nun, wer diesen Schlüssel besitzt, und ich habe diesen Jemand zu der Feier eingeladen. Er ist gewissermaßen mein und unser Ehrengast. Eine Frau, die selbst nicht weiß, zu was sie jetzt benutzt wird. Sie hatte den Weg zu uns gefunden, ich erwarte sie jeden Augenblick, Wenn sich die zweite Tür öffnet, wird sie erscheinen und mir den berühmten Schlüssel übergeben.«

»Kennen wir die Frau?« rief die als Hexe verkleidete Frau.

»Nein, sie ist ein völlig harmloses und auch ein völlig normales Wesen. Ich habe ihr nur die Einladung zum Maskenball der Monster geschickt. Und Monster sind wir doch alle – oder nicht?« Der Baron lachte, und seine spitzen Vampirzähne blitzten im Licht der Lampe.

Erwartungsvolles Schweigen hatte sich nach seinen Worten ausgebreitet.

Ein jeder lauerte darauf, daß die Tür aufging und sich die Frau zeigte.

Auch Manfred Mahnstein. Der Baron hatte ihn nicht mehr und nicht weniger beachtet als die anderen Gäste auch. Doch diese waren eingeweiht worden. Vielleicht vorher schon. Aus diesem Grunde fühlte sich Mahnstein überfordert, und er hörte sein eigenes Herz überlaut schlagen. Es war einfach zu viel für ihn. Man hatte ihn mit Dingen konfrontiert, an die er nie und nimmer geglaubt hatte.

Vampire!

Einfach lächerlich.

Wo gab es denn so etwas schon? Höchstens in einer Gruselgeschichte, aber nicht in der Wirklichkeit. Und doch hatte der Baron so gesprochen, als wären sie existent, und wahrscheinlich waren sie dies auch, er gab schließlich das beste Beispiel ab.

Er schaute sich von Tirano an.

Hatte er bisher die Vampire nur auf Bildern gesehen, so mußte er zugeben, daß der Baron diesen Wesen stark ähnelte. Auch auf den Zeichnungen waren die Blutsauger zumeist schwarz gekleidet und hatten bleiche Gesichter wie das auch bei von Tirano der Fall war.

Die langen Eckzähne stachen ebenfalls aus dem Oberkiefer, die Augen lagen tief in den Höhlen, die Frisur besaß keinen Scheitel, und das Haar war glatt nach hinten gekämmt.

Wenn man ihn so genau anschaute, besaß er auch Ähnlichkeit mit

dem Schauspieler, der in dem Streifen »Shining« die Hauptrolle gespielt hatte.

Leider kam Mahnstein nicht auf den Namen. Zudem lenkte ihn die Stimme des Barons wieder ab und führte ihn zurück in die Realität.

»Diese Ratten«, sagte der Baron, »sind etwas Besonderes. Alle Menschen, die unmittelbar mit ihnen zu tun haben, werden es noch feststellen und auch am eigenen Körper merken. Wer für die Tierchen ist, wird von ihnen beschützt. Doch wehe, man stellt sich gegen sie, dann werden sie all ihre Grausamkeit zeigen und denjenigen radikal zerfetzen, den sie sich zum Feind gemacht haben. Man muß sie streicheln wie Katzen, man darf sie nie züchtigen oder töten, denn sie alle sind Kinder einer großen Königin, die im fernen Rattentempel wohnt und durch den Dolch erweckt werden soll. Gibt es einen unter euch, der meinen kleinen Nagern nicht wohl gesonnen ist?« Baron von Tirano fragte dies lauernd, während er sich umschaute und auch nicht mehr stehen blieb, sondern anfing, auf und ab zu laufen.

Er bekam keine Antwort.

Doch einer der Gäste spürte ein bedrückendes Gefühl. Es war Manfred Mahnstein. Er erinnerte sich daran, das er die eine Ratte getreten hatte.

Dafür würde er sicherlich zur Rechenschaft gezogen werden, falls sich die anderen daran erinnerten.

Mahnstein zuckte auch zusammen, als ihn der Baron anstarrte.

Von Tirano sagte nichts. Er schaute nur scharf und lauernd. Ein Lächeln zuckte um seine Mundwinkel, doch er strahlte keine Freundlichkeit ab, eher das Gegenteil.

Manfred Mahnstein wußte genau, daß der andere nichts vergessen hatte und eine Bestrafung nur aufschob.

Er wollte etwas sagen und hatte den Mund geöffnet, als der Vampir nur den Kopf schüttelte. Dann drehte er sich um, denn in seinem Rücken war ein Geräusch erklungen.

Jemand hatte die Tür aufgestoßen.

Es war Erna Lengerich.

Sie stand auf der Schwelle, blinzelte in das seltsame Halbdunkel und hatte Mühe, all die Gestalten zu erkennen.

Von Tirano sah. »Ah!« rief er laut. »Unser Ehrengast. Jetzt ist es nur ein kleiner Schritt.« Mit diesen Worten lief er auf Erna Lengerich zu, nahm ihre Hand und führte sie in die Mitte des Saals.

Seine große Stunde stand dicht bevor!

***

Wir hätten unsere Waffen ziehen und schießen können. Das allerdings wollten wir vermeiden, denn es hätte einen zu großen Lärm verursacht.

So wollten wir es mit den Fäusten und lautlosen Waffen versuchen.
Dazu gehörte ein Dolch.
Ich kannte Sukos Kraft, wußte genau von dem Dampf, der in seinen Fäusten steckte. Wenn er mit seinen Karateschlägen die Ratten im Sprung erwischte, würde er sie töten, vorausgesetzt natürlich, daß wir es mit normalen Tieren zu tun hatten, aber auf einen dämonischen Einfluß deutete nichts hin.
Ich zog meinen Dolch. Dies geschah im Zurückweichen, denn die erste Ratte hatte sich so wuchtig abgestoßen, daß sie fast bis in die Höhe meines Kopfes geriet und schon zubeißen wollte.
Ich wich ihr aus und nahm eine zweite Ratte aufs Korn, die wie eine Katze angehüpft kam.
Als sie sprang, hielt ich die Klinge so, daß sie mit der Spitze schräg nach oben zeigte.
Die Ratte hatte es nicht so gut wie ich. Sie konnte nicht ausweichen, wurde aufgespießt, ich bewegte meinen Arm zur Seite und schleuderte das Vieh von der Klinge.
Die Ratte klatschte gegen die Wand und fiel zu Boden, wobei sie an dem Gemäuer noch eine dunkle Spur hinterließ.
Für einen Augenblick hatte ich Pause und gönnte Suko einen schnellen Blick. Der Inspektor hatte den Gefangenen loslassen müssen, um sich den Ratten zuzuwenden.
Jetzt stand der Kerl da und feuerte die Tierchen an. Die Hände hatte er geballt, das Gesicht war verzerrt, er nickte, während er schrie: »Ja, zerfetzt sie. Zerreißt sie!«
Um seine Schreierei kümmerte sich keiner von uns. Zudem hatte auch Suko etwas anderes zu tun.
Er ließ die Ratten kommen.
Und schlug zu.
Seine Hände wurden zu Dreschflegeln oder gefährlichen Waffen.
Er war schnell, er schlug zielsicher, und die Ratten kamen nicht davon.
Wenn sie Suko ansprangen, liefen sie bereits in seine Schläge.
Ich hörte es knacken, wenn sie erwischt wurden. Sie klatschten wieder zurück und blieben am Boden liegen, ohne sich zu erheben.
Einmal schnappte Suko einen Nager mitten im Sprung, drehte sich und schleuderte ihn gegen die Wand.
Auch diese Ratte würde sich nicht mehr erheben.
Eins stand fest. Wir hatten es bei diesen Tieren nicht mit dämonischen Wesen zu tun, sondern mit normalen Ratten, die irgend jemand beeinflußt haben mußte, weil sie so unerwartet aggressiv reagierten.
Auch ich mußte mich mit ihnen beschäftigen. Den Dolch ließ ich nicht los. Rattenblut rann an der Klinge nach unten. Zeit, um es

abzuwischen hatte ich nicht.

Die Biester waren tückisch. Sie huschten im Zickzack heran und wollten mich dabei überraschen.

Vier auf einmal griffen an. Ich hatte nicht gesehen, woher sie kamen, es war zu dunkel, denn das durch die Luke fallende Licht reichte nicht aus.

Eine Ratte schaffte ich mit einem Tritt aus dem Weg, einer zweiten konnte ich ausweichen. Die dritte prallte gegen meine Brust, so heftig hatte sie sich abgestoßen.

Ich erschrak darüber, ging unwillkürlich zurück, spürte die Wand plötzlich im Rücken und schaute nach unten.

Mein Blick traf die kleinen Rattenaugen. Fast hatte ich das Gefühl, als würden mich Killeraugen anstarren. So kalt, so grausam.

Die Ratte hatte auch ihr Maul aufgerissen. Die scharfen Zähne waren wie kleine Messer.

Dann stach ich zu.

Die Dolchklinge glitt schräg in den Körper. Das Tier zappelte, kreischte und wurde von mir mit einer heftigen Bewegung zu Boden gewuchtet. Dann trat ich sie zur Seite.

Gaben die Bestien auf?

Nein, sie huschten aus den Nischen und Winkeln. Und sie griffen nur uns an, nicht den Kerl, den wir überwältigt hatten. Er schien mit den Tieren auf gutem Fuß zu stehen.

Auch Suko wirbelte wie ein Berserker. Eine Ratte war ihm auf den Rücken gesprungen. Er schlug seinen Arm nach hinten, bekam das kreischende Tier zu packen, riß es von seiner Kleidung, schleuderte es zu Boden und trat darauf.

Wie lange wir hier kämpfen mußten, stand in den Sternen. Die Ratten waren verdammt zahlreich, und als ich an mir herabschaute, erkannte ich, daß meine Kleidung mit Rattenblut getränkt war.

Dann änderte sich die Lage schlagartig. Plötzlich griff keine Ratte mehr an. Im Gegenteil, sie huschten von uns weg, sammelten sich und liefen die schräge Ebene hinauf.

Ihre Körper befanden sich dicht beieinander, so daß es aussah, als würde eine graue Schlange das Brett hoch laufen.

Auch der Mann wollte fliehen.

Dagegen hatten wir etwas. Suko stand günstiger. Zwei lange Schritte benötigte er, um dem Kerl den Weg abzuschneiden. Bevor dieser das Brett erreichen konnte, war Suko bereits bei ihm.

Der Schlag kam blitzschnell.

Unser Gefangener warf noch die Arme in die Höhe, weil er den Hieb abwehren wollte, er schaffte es nicht mehr. Genau einen Sekundenbruchteil früher kam der Inspektor voll durch.

Der andere schrie auf, schüttelte sich und brach zusammen. Dicht

neben dem primitiven Aufgang blieb er liegen.
Suko nickte mir zu und rieb seine Hände. »Ja, das war's wohl«, sagte er.
Auch ich dachte ähnlich. Der ersten Gefahr waren wir entronnen.
Allerdings nicht aus eigener Kraft, denn irgend etwas hatte die Ratten zurückgeholt.
Vielleicht war es ein Zeichen gewesen, nur für sie hörbar. Das wollten wir herausfinden.
Wir schauten beide die Schräge hoch.
Es war nicht einfach, über sie zu laufen, aber mit einem bißchen guten Willen mußte es zu schaffen sein. Die Zeit, noch einen anderen Ausgang zu suchen, hatten wir nicht mehr.
Suko ging vor.
Er bewegte sich auf allen vieren. Es war ein mühsames Gehen, aber er kam wenigstens voran.
Ich hätte mir auch die Krallen der Ratten gewünscht, denn das Brett war ziemlich glitschig, und ich rutschte immer wieder aus.
Außerdem bog sich das Holz stark durch, aber es hielt.
Dann hatten wir es geschafft und die Luke endlich erreicht. Mit allem hatten wir gerechnet, nur nicht mit dem, was wir wirklich zu sehen bekamen.
Es war ein Raum, in dem die Vandalen gehaust zu haben schienen.
Man konnte noch erkennen, daß hier einmal ein kaltes Büfett aufgebaut worden war. Es standen noch die langen Tische, aber jemand hatte sich über die übriggebliebenen Speisen hergemacht.
Mir kamen nur die Ratten in den Sinn. Sie hatten ein regelrechtes Schlachtfeld hinterlassen.
Ratten auf den Tischen der Menschen.
Verdammt, wie weit waren wir schon gekommen!
Gesehen hatte uns niemand. Auch vom Personal tauchte keiner auf, wir waren allein, und unsere Blicke fielen auf eine Tür, die zu einem Nebenraum führte.
Die Tür war nicht geschlossen.
Dahinter aber spielte sich das Geschehen ab. Was es war, wußten wir nicht, aber wir würden es bald erfahren…

***

Erna Lengerich ging wie in Trance. Sie glich einer Puppe, die nicht denken konnte und ferngesteuert wurde. Ihr Gesicht war blaß. Auf der Haut lagen Schweißperlen. Die Lippen hatten sich verzogen, doch ein Lächeln war es nicht, das auf dem Mund der Frau lag, eher ein verkrampft wirkendes Grinsen.
Für den Baron war es die große Gelegenheit. Er hatte seinen rechten Arm ausgestreckt, die Hand deutete auf die hereinkommende Erna

Lengerich, und mit lauter Stimme rief der Vampir: »Willkommen bei uns! Willkommen, meine Liebe!«

Mit seiner linken Hand führte er sie weiter, bis sie die Stelle erreichten, die ungefähr die Mitte des Raumes markierte und vom nach unten fallenden Lichtstrtrahl erhellt wurde.

Auf dieser hellen Insel blieben sie stehen.

»Unser Ehrengast«, wiederholte der Baron von Tirano. »Endlich bist du gekommen. Schau dich hier um, Erna Lengerich. Alle warten auf dich. Du bist der Höhepunkt dieses Festes, und man wird dir den nötigen Beifall zollen.«

Kaum hatte er die Worte gesprochen, als die Partygäste in die Hände klatschten und durch diese Gesten den Ehrengast in ihren Reihen begrüßten.

Die stark geschminkten oder hinter Masken versteckten Gesichter befanden sich außerhalb des Lichtkreises, waren nur schattenhaft zu erkennen und wirkten wie Teile von mutierten Wesen aus irgendeiner fremden, unheimlichen Welt.

Auch Erna Lengerich sah diese Gesichter. Sie erinnerte sich daran, auf einem Maskenball der Monster eingeladen zu sein, das war auch alles.

Ansonsten besaß sie nicht die Kontrolle über sich, die hatte jetzt ein anderer übernommen.

Dr. Heiermann.

Er wartete draußen. Posthypnotische Befehle erreichten die Frau.

Der Vampir und seine Gäste bemerkten dies nicht. Sie waren nur an Erna Lengerich gerichtet.

Hochaufgerichtet stand sie da. Den Rücken hatte sie durchgedrückt, die Arme hingen vor ihrem Körper nach unten. Die Hände lagen dabei übereinander.

Starr war ihr Blick.

Die Augen glichen kleinen, leblosen Kugeln, und manchmal zuckte eine Ader am Hals.

Der Vampir genoß den Auftritt, aber er wollte noch einige Sekunden abwarten, bis er voll eingriff. Zudem mußten sich die Eingeladenen erst an den Ehrengast gewöhnen.

Nach einer Weile glaubte er, eine Erklärung geben zu können.

»Das also ist die Frau, die es in der Hand hat, die Welt auf indirektem Weg zu verändern. Sie besitzt die Waffe, die ich benötigte, um die Rattenkönigin zu erwecken, damit sie die Apokalypse einleitet. Die Welt wird unter der Rattenpest ersticken, dafür trage ich die Sorge, und du, meine Liebe, wirst mir dabei helfen.« Er beugte sich vor und schaute Erna Lengerich hart ins Gesicht.

Die Frau nickte nur.

Da lachte der Vampir auf. »Ihr habt es gesehen, sie ist bereit. Deshalb

werde ich sie jetzt fragen. Wo hast du den Dolch versteckt, Erna Lengerich?«

Die Frau hörte die Frage, drehte den Kopf und schaute den Baron zweifelnd an.

»Wo hast du ihn?« Diesmal war die Frage schon weniger freundlich gestellt worden.

»Wen?«

»Den Dolch!«

Erna Lengerich hob die Schultern. Angespanntes Schweigen hatte sich in dem Raum ausgebreitet. Jeder wartete auf eine Antwort, ein jeder schaute die Frau an. Die Blicke hingen an ihren Lippen, die sich leicht öffneten, bevor sie die Frage ebenfalls mit einer Frage beantwortete.

»Welchen Dolch?«

Der Baron zuckte zusammen. Er beugte seinen Rücken, streckte den Kopf vor und schüttelte den Kopf. »Hast du mich nicht verstanden, Erna Lengerich?« Seine Worte tropften in die atemlose Stille.

»Doch, das schon.«

»Dann sag, wo du den Dolch hast!«

»Ich besitze ihn nicht!«

Aus vier Worten bestand die Antwort. Und diese vier Worte stellten alles auf den Kopf. Nicht nur der Baron war perplex, auch die Gäste konnten es nicht fassen, denn sie schauten sich gegenseitig an. Ein leises Raunen ging durch ihre Reihen, man flüsterte miteinander, war erstaunt und perplex zugleich. Jeden hatte eine gewisse Unruhe erfaßt, die auch die anwesenden Ratten nicht verschonte, denn die Tiere blieben nicht mehr so ruhig, sondern liefen plötzlich aufgeregt hin und her. Auf den Holzdielen war das Trappeln ihrer Füße deutlich zuhören, und der Vampir stieß ein Geräusch aus, das schon an das Fauchen eines kampfbereiten Tigers erinnerte.

»Ich glaube dir nicht, verdammt!« zischte er. »nein, ich glaube dir kein Wort!«

Erna schaute ihn an. Sie hob die Schultern. »Ich habe diesen Dolch wirklich nicht.«

»Aber weshalb bist du dann gekommen?«

»Ich hatte doch die Karte.«

»Ja, ja, die verdammte Karte. Ich wollte dich nur einladen, damit du den Dolch mitbringst, das ist alles. Du bist eine verfluchte Person. Du hast uns alle reingelegt…«

»Ich konnte nichts dafür.«

»Wofür?«

»Daß man ihn mir weggenommen hat!«

Jetzt zuckte der Baron noch einmal zusammen. Er schüttelte den Kopf, seine Augen weiteten sich. Sie lagen wie kleine Kugeln in seinen

Höhlen, als er fragte: »Man hat ihn dir weggenommen?«
»Ja!«
»Wer?« schrie er. »Wer hat ihn dir genommen?«
Erna Lengerich hob die schmalen Schultern. »Ich weiß es nicht!« hauchte sie. »Ich weiß es wirklich nicht…«
Das Gesicht des Vampirs wurde zu einer noch häßlicheren Fratze, als sein Arm plötzlich vorstach und er die Hand auf die Schulter der Frau schlug.
Der Schlag war mit so großer Härte geführt worden, daß Erna Lengerich in die Knie sackte, sich aber sehr schnell wieder fing und den Kopf schüttelte. »Ich habe ihn wirklich nicht«, flüsterte sie.
»Das werden wir genau nachprüfen!« zischte der Baron.
Die Frau trug einen Mantel. Vorn verschwanden die Knöpfe unter einer Leiste. Die Zeit, die Knöpfe zu öffnen, nahm sich der Vampir nicht. Er packte dicht unter dem Kragen zu und fetzte die Verschlüsse mit einem Ruck auf. Der Mantel klaffte auseinander.
Schweigend und angespannt beobachteten die in der Nähe stehenden Gäste, wie der Baron die Frau durchsuchte. Seine Finger glitten geschmeidig über den Körper. Sie waren sehr schnell, drangen fast in jede Hautfalte und schauten überall nach.
Den Dolch hatte sie nicht.
Der Baron trat einen Schritt zurück. Die Hände schlossen sich zu Fäusten, während er den Kopf schüttelte. »Verdammt«, hauchte er, »sie hat ihn wirklich nicht. Sie hat nicht gelogen. Der Dolch ist verschwunden. Das… das kann nicht wahr sein …« Sein Gesicht verzerrte sich. Er sah aus, als wollte er jeden Moment anfangen zu heulen. »Sie hat ihn nicht«, flüsterte er. »Verdammt, sie hat ihn nicht. Aber sie hat ihn gehabt, und jetzt ist er weg. Wer hat ihn dir genommen? Und wann hast du ihn gehabt?«
»Ich weiß es nicht…«
»Rede…!« Der Baron war wie von Sinnen. Er schlug seine Hände gegen die Wangen der Frau und schüttelte sie durch.
Erna ließ alles mit sich geschehen. Sie dachte überhaupt nicht an eine Gegenwehr, konnte nichts gegen die Kräfte des Barons ausrichten.
»Wer hat die Waffe? Wer?«
Erna gab keine Antwort, und der Baron sah ein, daß er so nicht weiterkam.
Er trat zurück. »Du willst es nicht sagen, wie?« zischte er. »Du willst es wirklich nicht sagen?«
»Ich weiß es nicht.«
»Gut, dann werde ich andere Seiten aufziehen. Bin gespannt, ob du noch immer den Mund hältst, wenn du meine Freunde auf deinem Körper spürst.« Der Vampir drehte sich um, spitzte seine Lippen und

stieß einen schrillen Pfiff aus.
Dieses Zeichen kannten die Ratten.
Plötzlich waren sie da.
Sie schossen förmlich herbei. Vier, fünf, nein, schon ein halbes Dutzend umkreisten die Füße des Vampirs in einem wilden Tanz.
Sie sprangen an ihm hoch, bissen sich im Stoff seiner Hosenbeine fest, ließen sich wieder zurückfallen, um mit dem Spiel erneut zu beginnen.
Der Baron lachte böse. »Das sind meine Freunde, Erna Lengerich. Sollen es auch deine werden?«
Erna zeigte keine Angst. Ihr Gesicht blieb ausdruckslos, und das hätte den Vampir eigentlich stutzig werden lassen müssen, doch er war zu sehr mit seinem Plan beschäftigt, als darauf zu achten. »Ich bin gespannt, ob du noch immer bei deiner Aussage bleiben wirst, wenn die Ratten über deinen Körper laufen…«
»Ja, ja…«
Von Tirano lachte. »Warten wir es ab, wir…«
Eine Stimme unterbrach ihn. Es war das etwas schrill klingende Organ einer Frau.
»Nein, Baron von Tirano. Du wirst deine verdammten Ratten nicht einsetzen, das schwöre ich dir!«
Die Lage änderte sich. Es war wie auf einer Bühne, doch kein Regisseur hatte hier ein Zeichen gegeben. Die Köpfe der Anwesenden drehten sich automatisch in die Richtung, aus der die Stimme aufgeklungen war.
Gerda Mahnstein hatte gesprochen.
Bisher hatte ihr niemand Beachtung geschenkt. Sie hatte ihren Platz vorerst nicht verlassen und ging erst vor, als ein jeder ihre Worte hörte.
Ihre Schritte waren gemessen, genau abgezirkelt und wirkten steif. Das hatte seinen Grund.
Noch immer hockten die Ratten auf dem Körper der Frau. Eine auf dem Kopf, zwei auf den Schultern, und die dritte hatte sich an ihrem Oberschenkel festgebissen.
Alle vier Tiere hinderten sie an einem normalen Gehen, deshalb schritt sie so steif. Ihr Blick war nur auf den Vampir gerichtet. Die übrigen Gäste kümmerten sie nicht. Auch nicht Manfred, ihr Mann.
Der Industrielle wagte nicht, sich zu rühren. Steif wie ein Denkmal stand er auf der Stelle und konnte nicht fassen, daß es seine Frau war, auf deren Körper es sich die Ratten bequem gemacht hatten.
Gerda schritt dicht an ihm vorbei, ohne ihn auch nur mit einem Blick zu beachten. Sie hatte nur Augen für den Baron von Tirano, die anderen Gäste interessierten sie überhaupt nicht.
Sie schufen Platz, um die Frau mit den Ratten hindurchzulassen.

Bis auf die als Hexe Verkleidete sprach niemand ein Wort. Nur sie lachte leise.

Gerda ignorierte es.

In der Mitte des Raumes stand die Person, zu der sie wollte. Der Baron hatte ihr etwas versprochen. Daran wollte sie ihn erinnern, denn er sollte das Versprechen einhalten. Vor allen Gästen.

Tirano war durcheinander. Was die Frau tat, paßte ihm überhaupt nicht. Es lenkte ihn von seinen eigentlichen Problemen ab, und er schüttelte den Kopf.

Gerda sah das Zeichen, kümmerte sich nicht darum und ging weiter.

Sie wollte ihren Wunsch erfüllt sehen.

Blaß war sie im Gesicht. Deutlich zeichnete sich die Anstrengung auf ihren Zügen ab. Die Ratten hockten auf ihrem Körper, als wären sie ausgestopft.

Endlich hatte auch der Vampir seine Überraschung verdaut. Mit einer heftigen Bewegung schleuderte er den Umhang zurück. Das Innenfutter leuchtete wie eine rote Glut und stach deutlich von seinem bleichen Gesicht ab.

»Komm nur nicht näher!« warnte er.

Gerda Mahnstein schüttelte leicht den Kopf. »Nein, Herr Baron«, erwiderte sie leise. »Mein Platz ist an deiner Seite. Du hast selbst dafür gesorgt, denn du allein hast mich in dieser Nacht angemacht und mich in deinen Bann geschlagen.« Sie ließ sich nicht beirren und stieß sogar Erna Lengerich zur Seite, weil sie ihr im Weg stand, Erna taumelte, hatte Mühe, sich zu fangen, tat aber nichts, um Gerda aufzuhalten.

Eine halbe Schrittlänge blieb sie vor dem Vampir stehen und breitete ihre Arme aus.

»Da bin ich!« sagte sie nur. »Löse dein Versprechen ein, du kannst mich nehmen!«

Der Vampir funkelte sie an. »Zum letztenmal«, flüsterte er. »Geh weg!«

»Nein, ich bleibe!«

Da griff von Tirano an. Der Schlag kam ansatzlos, traf Gerda Mahnstein unter dem Kinn und schleuderte sie zu Boden.

Alle sahen es.

Auch Manfred Mahnstein.

Bisher hatte er sich nicht um seine Frau gekümmert. So etwas konnte er nicht zulassen.

Mahnstein startete.

Genau in dem Augenblick, als sich die Ratte von der Schulter der neben ihm stehenden Frau löste, gezielt sprang und direkt in seinem Nacken landete…

***

Die Stimmen drangen aus dem Nebenraum, der links von dem lag, in dem wir das Chaos entdeckt hatten. Da die Tür spaltbreit offen stand, konnten wir genau hören, wie hoch es in dem anderen Zimmer herging.

Wer sich dort aufhielt, wußten wir nicht, aber wir bekamen deutlich mit, daß man sich dort stritt.

Und wir hörten Erna Lengerichs Stimme.

Für einen Moment blieben wir stehen und lauschten. Es ging um den Dolch, den Erna angeblich besitzen sollte. Derjenige, der sie fragte, konnte es nicht fassen, daß die Frau ohne die Waffe gekommen war und nun vor ihm stand.

Wir hatten den Sprecher noch nicht gesehen, konnten uns jedoch vorstellen, daß es sich bei ihm um den Baron von Tirano handelte.

Und er wollte nur den Dolch.

Suko nickte mir zu, bevor er flüsterte: »Da sind wir genau im rechten Augenblick gekommen.«

Der Meinung war ich auch.

Leider machten wir einen Fehler. Wir hätten uns nicht nur auf die eine Tür konzentrieren, sondern auch die andere im Auge behalten sollen.

Aber wir hatten am Rücken keine Augen, und so wurden wir voll überrascht. Ein leises Geräusch war noch zu vernehmen. Vielleicht das Quietschen einer Angel. Es reichte in seiner Lautstärke aus, um uns herumfahren zu lassen.

Da war die Tür schon offen.

Drei Männer standen plötzlich auf der breiten Schwelle. Und einer von ihnen hielt einen vierten Mann fest.

Es war Dr. Heiermann.

Woher er kam, wußten wir nicht. Sie mußten ihn aus dem Wagen geholt haben. Er befand sich in ihrer Gewalt, denn das Messer, das man ihm gegen die Kehle preßte, war einfach nicht zu übersehen.

Und ich sah auch den schmalen Blutstreifen an seinem Hals. Für uns ein Zeichen, daß die drei Typen es verdammt ernst meinten.

»Und jetzt«, sagte der mit dem Messer, »spielen wir nach unseren Regeln weiter…«

***

Manfred Mahnstein spürte den Schlag im Genick, als ihn die Ratte mitten im Sprung traf. Er hörte das gellende Lachen der Frau mit den Reifröcken und spürte im gleichen Moment den Schmerz, denn das Tier hatte nicht nur seine Krallen in den Hemdstoff geschlagen, sondern auch die Zähne in seinen Hals.

Mahnstein bäumte sich während des Laufens auf. Er schüttelte den Kopf, sein Gesicht war verzerrt, und er versuchte verzweifelt, das

verdammte Tier loszuwerden.

Der Nager hatte sehr fest gebissen. Einige Sekunden dauerte es, bis der Industrielle auf die Idee kam, seinen Arm nach hinten zu schlagen, damit er den Rattenkörper packen konnte. Seine Hände griffen in das dichte Fell des Tieres, er lief weiter und zerrte es während des Laufs in die Höhe.

Die Ratte gab nicht auf.

Mahnstein auch nicht.

Seine Kraft war stärker. Plötzlich hielt er den Nager zwischen seinen Fingern, sah die blutige Schnauze, brüllte vor Wut und schleuderte das fette Tier auf den Baron zu.

Damit hatte der Vampir nicht gerechnet. Es lag eine so große Wucht hinter dem Wurf, daß er nicht mehr ausweichen konnte und die Ratte gegen seine Brust prallte.

Jeder hörte den dumpfen Aufschlag, und ein jeder bekam mit, wie der Baron zurückwankte.

Die Ratte fiel zu Boden.

Mahnstein sah sich sekundenlang auf der Siegerstraße und sprang auf seine Frau zu.

»Gerda, wir müssen weg!« Er packte sie an der Schulter, riß sie herum, sah in ihr verschwitztes Gesicht und bekam die nächste Enttäuschung geliefert, denn sie schüttelte den Kopf.

»Nein, ich bleibe!«

»Aber wieso? Ich…«

»Ich will zu ihm!«

Von Tirano lachte, die anderen lachten und Mahnstein war geschockt.

Er ging zurück. Zitternd, kopfschüttelnd, alles nicht begreifend.

Noch nie im Leben war er so hereingerissen worden, selbst seine eigene Frau stand nicht mehr auf seiner Seite, und er sah sich umgeben von zahlreichen Feinden, zu denen natürlich auch der Baron zählte.

Seine ursprünglichen Probleme hatte von Tirano vergessen, jetzt mußte er seine Macht demonstrieren, und da kam ihm ein Mensch wie Mahnstein gerade recht.

Geschmeidig bewegte sich der Vampir voran. Sein Umhang flatterte in die Höhe, er breitete die Arme aus und stürzte sich auf den Mann, der nicht mehr ausweichen konnte.

Der Baron schlug seine Hände in den Hemdstoff. Mit einem Ruck zog er Mahnstein zu sich heran. Für einen Moment sah es so aus, als wollte er die Zähne in den Hals des Menschen schlagen, dann aber gab er ihm Schwung und schleuderte ihn zu Boden.

Mahnstein krachte auf den Rücken.

Seine Frau schnellte herum, sah ihren Mann liegen und schaute kalt

auf ihn herab.

Wie auch die anderen Gäste traf sie keinerlei Anstalten, ihm zu helfen.

Diese Auseinandersetzung war allein eine Sache zwischen ihm und dem Vampir.

Von Tirano hatte sein Gesicht verzogen. Er spitzte die Lippen.

Ein schriller Laut drang aus der kleinen Öffnung.

Das Zeichen für die Ratten.

»Lange genug habe ich unter ihnen gelebt«, flüsterte er. »Lange genug, um sie verstehen zu können. Das werde ich euch nun beweisen, ihr verfluchten Menschen.«

Die Ratten verstanden das Zeichen.

Manfred Mahnstein hatte sich hochgestemmt und auch den ersten Schmerz überwunden, als die Woge heranschoß. Sämtliche im Raum befindliche Ratten hatten den Pfiff verstanden, sich versammelt und wußten, wo das Opfer lag.

Mahnstein blieb sitzen. Sein Entsetzen war so groß, daß er nicht anders konnte. Er riß seine Arme in die Höhe, streckte sie abwehrend aus, aber es war nur mehr eine Geste der Verzweiflung.

Aufhalten konnte er die Tiere nicht.

Sie sprangen.

Mahnstein schrie.

Sein Angstschrei zitterte so lange nach, bis die Woge über ihm zusammenbrach.

Plötzlich war von Manfred Mahnstein nichts mehr zu sehen.

Er war begraben unter den zuckenden und wimmelnden Rattenkörpern.

Nur seine Beine schauten noch hervor. Sie zuckten hektisch, als er sich bewegte. Mit seinen Hacken schlug er auf den Boden. Einmal erschien seine rechte Hand.

Die Haut war aufgerissen. Aus den Wunden strömte das Blut und hatte ein rotes Muster hinterlassen.

Dann war es vorbei.

Das Opfer rührte sich nicht mehr. Die gefräßigen, widerlichen Ratten hatten ihr Ziel erreicht.

Wie auch der Baron von Tirano!

Er lachte laut. Entsetzen und Angst kannte er nicht. Für ihn waren die Ratten seine besten Freunde, und sie hatten es wieder einmal bewiesen.

Jetzt ließen sie von ihrem Opfer ab. Der Vampir schaute lächelnd hin, die übrigen Gäste wandten sich schaudernd ab.

Von Tirano hatte seine Macht bewiesen. Und dies gab er deutlich genug bekannt. »Ihr seht, daß ich derjenige bin, der hier das Kommando führt. Wer sich mir entgegenstellt, wird vernichtet, so wie

dieser Idiot. Ihr könnt einen Manfred Mahnstein von der Liste streichen. Er wird nie mehr auferstehen, und seine Frau hat dies ansehen müssen. So ist es doch, liebe Gerda.«

»Natürlich.« Sie hob die Schultern. Es war eine gleichgültige Bewegung. Sie sagte all das aus, was sie für ihren Mann empfunden hatte. Nämlich nichts mehr.

»Aber vergiß nicht«, wandte sie sich an den Vampir. »Ich bin dir versprochen. Nur dir allein. Du hast es mir gesagt. Du wolltest mich in dieser Nacht noch glücklich machen!« Sie schaute Tirano bei diesen Worten an. Ihr Blick war eine einzige Aufforderung, und die Haltung ihres Körpers sagte auch genug.

So bot sich normalerweise nur eine Dirne an.

Von Tirano sah es genau. Seine Augen hatten sich leicht verengt.

Die Frau war kleiner als er, so konnte er auf sie hinabschauen, und seine Mundwinkel zuckten.

Gerda Mahnstein trug das lange Kleid aus Goldlame. Es besaß an der Rückseite einen Reißverschluß. Gerda schwang ihre Arme über die Schultern und faßte nach dem Verschluß. Sie nahm ihn zwischen Daumen und Zeigefinger. Ein kurzer Ruck, das Kleid fiel in zwei Hälften, und der Rücken lag bis zum letzten Wirbel frei. Genau dort hörte auch der Reißverschluß auf.

Gerda bewegte ihre Schultern. Sie wollte es allen beweisen und war dabei, ohne die Hände zu Hilfe zu nehmen, aus dem Kleid zu schlüpfen, damit der Baron ihre Absicht erkannte.

Von Tirano stoppte ihre Bemühungen. »Nein«, sagte er scharf, streckte einen Arm aus und schüttelte den Kopf. »So wird es nicht gehen, Gerda Mahnstein.«

Sie war irritiert. »Wieso nicht? Wenn wir…«

»Nein!«

Die Frau zuckte zusammen, als sie das scharf gesprochene Wort hörte.

Mit Vampiren hatte sie bisher kerne Erfahrung gesammelt, deshalb wußte sie nicht, daß ein Blutsauger nicht an den körperlichen Vorzügen einer Frau interessiert war, sondern an anderen Dingen.

Ihn interessierte nur das Blut!

Das allein garantierte seine Existenz, an Blut konnte er sich laben.

Wenn er es getrunken hatte, wurde sein schauriges Dasein verlängert, und er bekam die Kraft, die er unbedingt benötigte. Seine Augen funkelten. Es war die Vorfreude auf das wunderbar warme Menschenblut, die ihn so reagieren ließ.

Die Bestie kam voll in ihm durch.

Einen gleitenden Schritt machte er auf Gerda Mahnstein zu. Die Ratten hatten seine Nähe gesucht. Sie wimmelten um seine Füße herum, sprangen an den Beinen hoch, liefen über die schwarzen,

spiegelblanken Lackschuhe und fühlten sich in seiner Nähe wohl.

Der Vampir bewegte seine ausgestreckten Finger. Er öffnete und schloß die Hände, das Lächeln wurde breiter, die Augen blitzten, und Gerda Mahnstein erwartete ihn.

Wahrscheinlich wußte sie auch, was ihr bevorstand. Dennoch traf sie keinerlei Anstalten, diesem Wesen auszuweichen. Sie blieb steif stehen, den Blick starr auf das Gesicht gerichtet, das sie so sehr liebte und von dem sie sich angezogen fühlte.

Der Scheinwerfer beleuchtete sie. Schmal, zerbrechlich wirkte sie.

Das Kleid war auf dem Rücken auseinandergeklaftet. Ein jeder konnte den Schauer sehen, der sich auf ihre Haut gelegt hatte, und im nächsten Augenblick griff von Tirano zu.

Er zelebrierte den unheimlichen Vorgang. Die kalten Finger lagen auf der nackten Schulterhaut, blieben für einen Moment in dieser Stellung und glitten dann höher.

Alle schauten zu.

Niemand griff ein. Ein jeder war fasziniert, und ein jeder wußte, daß er hier etwas erlebte, daß er bisher nur in einschlägigen Filmen gesehen oder in Gruselromanen gelesen hatte.

Die Schöne und die Bestie!

Wo konnte es besser zum Ausdruck kommen!

Die langen, schlanken Finger des Blutsaugers wanderten höher.

Dabei übten sie einen leichten Druck aus, so daß der Kopf der Frau auf die rechte Seite gelegt wurde.

Dadurch spannte sich die Haut an ihrer linken Halsseite.

Genau das hatte der Vampir erreichen wollen. Er brauchte die harte, die feste Haut, um seinen Biß haargenau ansetzen zu können.

Gerda wehrte sich nicht. Im Gegenteil, sie freute sich auf die Behandlung, denn der Vampir hatte ihr alles versprochen. Jetzt mußte er sein Versprechen einlösen.

Und dies geschah auf uralte Art und Weise.

Von Tirano neigte seinen Kopf. Weit hatte er den Mund geöffnet, so daß die beiden spitzen Vampirhauer freilagen. Kaum sichtbar zuckte die Frau zusammen, als die Enden der Zähne die straffe Haut an ihrer linken Halsseite berührten.

Das zweite Zucken war stärker. Man konnte es als eine Folge des süßen Schmerzes bezeichnen, der sie plötzlich überfallen hatte. Tief drangen die beiden Zähne in den Hals der Frau.

Die Zuschauer hielten den Atem an. Jedes Geräusch würde stören, sie waren gebannt und sahen einem einmaligen Schauspiel zu.

Ein Vampir biß einen Menschen. Er wollte dessen Blut, um überleben zu können.

Mit Zähnen und Lippen hing der Vampir am Hals der Frau. Zunächst war sie noch steif gewesen, nun aber verflachte ihr Widerstand. Sie

drückte ihren Rücken durch, und der Baron mußte sie unterfangen und sie gleichzeitig abstützen, damit sie nicht aus seinem Griff und damit zu Boden rutschte.

Der Vampir saugte sich fest. Erst in diesen Augenblicken wurde die Stille von den saugenden schlürfenden und schmatzenden Geräuschen unterbrochen, die der Vampir verursachte.

Er war ein Könner.

Nicht ein Tropfen Blut quoll zwischen seinen Lippen hervor. Er saugte, zuckte und saugte wieder, und den Zuschauern kam es vor, als würde er eine Puppe im Arm halten.

Minuten vergingen.

Selbst die kleinen Ratten waren erstarrt und schauten ihrem Freund bei seiner makabren Arbeit zu.

Der Vampir saugte so lange, bis er gesättigt war. Auch durch seine Gestalt lief ein Rucken, er schüttelte den Kopf, ließ sein Opfer los, und Gerda Mahnstein schlug schwer zu Boden.

Halb über sie gebeugt blieb der Baron noch stehen. Er schaute auf sie nieder, den Mund verzogen und verschmiertes Blut an den Lippen. So wirkte er echt.

Sehr langsam drehte er sich um.

In seinen Augen lag ein zufriedener Ausdruck, die Lippen zuckten noch nach, und seine Hände bewegten sich hektisch. »Ihr habt es gesehen«, sagte er. »Ihr habt gesehen und mit anschauen können, wie sich Vampire ernähren. So ist es schon immer gewesen, und so wird es auch weiterhin bleiben.«

»Was empfindet das Opfer dabei?« fragte die als Hexe verkleidete Frau und kam hüftschwingend näher.

»Wonnen«, flüsterte der Blutsauger. »Das Opfer empfindet regelrechte Wonnen, wenn der erste süße Schmerz nachgelassen hat. Es gleitet hinein in ein anderes Leben, denn es weiß, daß es nun ein Geschöpf der Nacht ist und den Tag hassen lernt.«

»Ich möchte es auch spüren«, flüsterte die Hexe. Sie breitete ihre Arme aus, doch der Vampir schüttelte den Kopf.

»Nicht doch. Zunächst hole ich mir eine andere. Unseren Ehrengast.«

Mit diesen Worten fuhr er herum, schaute die starr auf dem Fleck stehende Erna Lengerich an und erkundigte sich mit lauernder Stimme:

»Hast du alles mitbekommen?«

Sie nickte.

»Dann weißt du auch, was dir bevorsteht, nicht wahr?«

»Ich will es aber nicht wissen.«

Der Baron lachte laut. »Darauf kann ich keine Rücksicht nehmen. Ob du willst oder nicht, du mußt es tun, es geht kein Weg daran vorbei. Hast du gehört?«

»Nein, nein…« Der Körper nahm eine steife Abwehrhaltung ein, davon ließ sich der Baron nicht einschüchtern. Allerdings machte er der Frau einen Vorschlag.

»Du kannst so weiterleben wie jetzt«, sagte er. »Allerdings unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?« fragte Erna mit zitternder Stimme.

»Du sagst, wer den Dolch hat.«

»Ich weiß es nicht!« erwiderte sie gequält. »Verdammt, ich weiß es doch nicht.«

»Doch, ich spüre, daß du es weißt. Du belügst mich. Sage mir, wer den Dolch besitzt!«

»Ich… ich kenne den Mann nicht. Er stammt auch nicht von hier. Er ist ein Fremder.«

»Aber du hast ihn gesehen?«

»Ja! Ja!«

»Dann raus mit der Sprache!«

»Es ist ein Chinese!«

Mit dieser Antwort hatte der Blutsauger nicht gerechnet. Er schüttelte den Kopf. Sein Gesicht nahm einen überraschten, verwunderten Ausdruck an, und er zwinkerte ungläubig mit den Augen.

»Ein Chinese?« wiederholte er.

»Ja, ein Chinese!« Diese Antwort gab ein anderer. Die Tür zum Speisesaal war plötzlich aufgeflogen. Auf der Schwelle stand einer der Diener des Barons. »Und wir, Baron von Tirano, haben diesen verdammten Chinesen gefangen…«

***

Dummheit muß bestraft werden!

So lautete das Sprichwort. In unserem Fall traf es voll zu, denn von den drei Männern war nur einer mit einem Messer bewaffnet, die beiden anderen trugen Pistolen in den Händen. Die Mündungen deuteten auf unsere Körper.

Wir waren zum Zuschauen verdammt.

Steif standen wir da. Ebenso steif wie Dr. Heiermann, der im Griff des dritten Kerls hing und vor Angst fast verging. Wahrscheinlich hatten sie gewußt, daß er draußen wartete. Unser Plan war ins Wasser gefallen.

Wir steckten bis zum Hals im Sumpf und würden uns kaum aus eigener Kraft befreien können.

»Auseinander!« wurde uns befohlen.

Die zwei Pistolenträger lösten sich von ihrem Kumpan. Sie gingen so, saß sie uns in der Mitte hatten. In sicherer Entfernung blieben sie stehen.

»Die Kanonen weg!« sagte der rechte der beiden.
Noch zögerten wir.
»Wenn ihr nicht tut, was wir wollen, wird der komische Heilige da sterben. Dann zieht ihm Locke einmal die Klinge durch die Kehle, und das reicht völlig.«
»All right«, erwiderte ich und nickte. Ich holte meine Waffe hervor.
Suko tat das gleiche. Er mußte bei seiner Jacke den Reißverschluß aufziehen, um an die Beretta zu gelangen.
»Was ist das denn?« fragte einer der Typen.
»Was?«
»Da schimmert etwas rot.«
Ich erschrak. Der Knabe hatte ausgerechnet bei meinem Freund Suko den Dolch entdeckt.
Wenn das mal gut ging…
»Nur ein roter Stein«, erwiderte der Inspektor so ruhig wie möglich.
»Wirklich nichts Besonderes.«
»Na denn…«
Wir wurden unsere Waffen los. Es dröhnte, als sie auf die Bohlen fielen.
»Und auch deinen Zahnstocher, Langer. Ich habe es nicht gern, wenn jemand noch ein Messer hat.«
Ich gab den Silberdolch ab.
Der Kerl, der Suko in Schach hielt, trat näher an ihn heran, taxierte ihn genau und lächelte plötzlich. Was er hatte, wußte ich nicht, aber ich bekam ein ungutes Gefühl.
»Umdrehen!« Der Befehl galt uns beiden.
Suko und ich tauschten einen Blick. Sollten wir es versuchen oder nicht?
Der Schrei klang schrill, spitz und abgehackt. Dr. Heiermann hatte ihn ausgestoßen, und wir hörten ihn ächzen: »Mein Gott, mein Gott…«
Ich drehte mich ein wenig, so daß ich ihn besser anschauen konnte.
Der rote Streifen an seinem Hals war ein wenig breiter geworden.
Diese Hundesöhne machten ernst.
»Ich kann noch tiefer!« flüsterte der mit Locke angeredete Mann.
Seine Augen glänzten. Die Haare fielen in die Stirn, eine schwarze Locke berührte ihn sogar an der Nasenwurzel.
»Geht vor!« befahlen die beiden Pistolenträger synchron. »Ihr wolltet der Feier doch einen Besuch abstatten. Das könnt ihr jetzt machen. Wahrscheinlich werdet ihr schon erwartet.«
Das bestimmt nicht, dachte ich und trauerte meiner Beretta nach.
Suko erging es nicht anders. Die Waffen wurden unter den mit Resten überladenen Tisch gekickt.
Auch mein Dolch verschwand auf diese Art. Ein Nicken zeigte uns an, daß wir losmarschieren sollten.

Suko hielt sich an meiner Seite. Uns trennte ein kleiner Schritt.

Sukos Gesicht war hart. Ich wußte genau, daß es hinter seiner Stirn arbeitete.

Der Inspektor hatte noch nicht aufgegeben. Ich ebenfalls nicht.

Schalldicht war die Tür nicht. Wir hatten Stimmen und Schreie vernommen, ohne uns jedoch auf eines von beiden konzentrieren zu können. Deshalb wußten wir nicht, was dort vorgefallen war.

Ich durfte die Tür öffnen. »Aber mach keine Dummheiten!« zischte der hinter mir stehende Typ.

»Keine Sorge.«

Er lachte. »Um dich mache ich mir auch keine Sorgen. Es geht um euren Freund, Ihr wollt doch nicht, daß er ohne Kopf herumläuft.«

Ich schwieg. Soviel Brutalität widerte mich an.

Dann war die Tür offen.

Innerhalb weniger Sekunden mußte ich die Szene »verdauen«.

Sie erschreckte mich zutiefst.

Zunächst sah ich den toten Mann. Er war von Ratten umgebracht worden, die sich im Zimmer aufhielten und die Beine der Gäste umwirbelten. Eine Frau lag am Boden. Ihr Kleid stand auf dem Rücken offen. Mit dem Oberkörper befand sie sich im von der Decke nach unten fallenden Lichtkreis. Das Gesicht war unnatürlich bleich.

Ebenso wie das des Vampirs, der vor unserem Schützling Erna Lengerich stand und von ihr wissen wollte, wer den für ihn so wichtigen Dolch besaß.

»Es ist ein Chinese!«

Er konnte es nicht glauben.

Einen Lidschlag später mischte sich der Typ ein, der meinen Freund Suko bewachte. »Und wir, Baron von Tirano, haben diesen verdammten Chinesen gefangen…«

Für den Blutsauger mußte es die Überraschung seines untoten Daseins gewesen sein. Er blieb für einen Moment steif stehen, dann schnellte er herum und schaute uns an.

Mich streifte nur ein kurzer Blick, auf Suko hakte er sich fest.

»Du bist ein Chinese!«

»Das sieht man«, erwiderte der Inspektor kalt.

»Und du hast den Dolch?«

»Nein, wieso?« Eiskalt bluffte Suko.

Er würde seine Trümpfe bis zum Schluß ausreizen.

»Er lügt!« mischte sich Sukos Bewacher ein. Bevor der Inspektor noch reagieren konnte, wischten von der Seite her eine Hand und ein Arm an ihm vorbei.

Es wäre Wahnsinn gewesen, wenn sich Suko jetzt falsch bewegt hätte.

Deshalb mußte er tatenlos mit ansehen, wie ihm der Kerl den Dolch

aus dem Gürtel riß.

»Da ist er!« rief er, hielt den Dolch für einen Moment hoch und lachte laut.

»Gib ihn her!« brüllte der Baron.

»Natürlich, Chef!«

Bevor sich von Tirano versah, flog der Dolch bereits auf ihn zu.

Er war so geworfen worden, daß der Blutsauger ihn auch auffangen konnte.

Blitzschnell schnappte er zu. Der rote Griff verschwand in seiner Faust.

Er hielt die Waffe triumphierend hoch.

»Ja!« lachte er laut. »Ja, das ist er! Endlich kann ich in Indien die Rattenkönigin befreien. Ich werde sie in ihrem Tempel besuchen und dort alles vorbereiten. Ich habe gelernt, mit den Ratten umzugehen. Wir werden ein tolles Paar abgeben, das kann ich euch schwören.« Er funkelte uns an.

Ich sah den Haß und las auch die Gier in seinen Augen. Wenn ich jetzt an mein Kreuz gekommen wäre, hätte ich es ihm entgegengeschleudert und es wäre aus mit ihm gewesen.

Leider war das nicht möglich.

Der Vampir drehte sich im Kreis. »Die Party, liebe Freunde, ist hiermit aufgelöst. Ihr könnt nach Hause gehen, aber wir werden wieder voneinander hören, das verspreche ich euch. Bestimmt auch durch sie.«

Er deutete auf die am Boden liegende Frau. »Denn sie trägt meinen Keim in sich. Sie kann auch meinen Platz im Sarg einnehmen und das Schloß hier bewachen, bis ich irgendwann zurückkehre.«

»Und was machen wir mit den dreien hier?« fragte einer der beiden Leibwächter.

»Ich schenke sie euch. Wartet, bis die Gäste weg sind. Dann schießt sie nieder und überlaßt sie meinen Freunden, den Ratten!«

»Wird gemacht!«

Erst sterben, danach ein Fraß für die Ratten werden! Ein verdammt schlimmes Ende, das man sich für uns ausgesucht hatte.

»Schafft Platz!« hörten wir hinter uns die Stimmen.

Wir gingen vor. Man dirigierte uns nach rechts, damit wir dorthin gehen konnten, wo einige Sessel standen und wir uns auch nicht mehr im Wege befanden.

Der Vampir-Baron hatte die Party aufgelöst. Das nahmen die Gäste wörtlich.

Als erster allerdings verschwand von Tirano. Wir hörten noch sein Lachen aus dem Nebenraum und ballten in ohnmächtiger Wut die Hände.

Er entwischte uns, und wir konnten nichts tun, aber auch gar nichts

dagegen tun.
Sehr schnell leerte sich das saalartige Zimmer.
Nicht einmal eine Minute später waren nur noch Suko, Dr. Heiermann, die drei Killer, die Vampirin, Erna Lengerich und ich anwesend.
Und natürlich die Ratten.
Jemand hämmerte zum Schluß die Tür zu. Es klang wie ein Kanonenschuß.
Die beiden Pistolenträger bewegten sich lautlos wie Schatten.
Selbst die Ratten griffen nicht ein, obwohl ich es mir gewünscht hätte, aber sie hielten sich zurück. Wahrscheinlich hatte man ihnen den entsprechenden Befehl gegeben.
Etwa ein Dutzend sahen wir. Die Hälfte davon hatte es sich auf den Sesseln und Sofas bequem gemacht.
Von dort beobachteten sie nur.
»Stell dich zu ihnen!« Der Kerl mit dem Messer zog die Klinge von der Kehle weg, stieß Dr. Heiermann in den Rücken, der diesen Schlag nicht ausbalancieren konnte. Gegen die Wand fiel er und brach dort zusammen.
»Das ist wie bei einer Hinrichtung«, sagte der Typ mit dem Namen Locke und spielte mit seinem Messer.
Er stand nicht bei seinen Kumpanen, sondern ein wenig versetzt von ihnen, nicht weit von der Untoten entfernt.
Und die bewegte sich.
Ich hielt den Atem an. Die Vampirin lag im Rücken der drei Männer.
Die Kerle konnten sie nicht sehen, zudem schaffte die Wiedergängerin es, sich völlig lautlos zu bewegen.
Ihren rechten Arm schob sie vor.
»Ihr bekommt keinen letzten Wunsch mehr«, sagte Locke und lachte irre.
Ich wollte Zeit schinden. »Das ist aber üblich.«
»Nein, bei uns nicht.«
»Rede nicht, wir schießen!«
Da griff die Untote zu!
Was sich in den nächsten Sekunden abspielte, geschah so schnell, daß ich Mühe habe, es in die Reihe zu bringen. Im Unterbewußtsein hörte ich noch von draußen das Starten der Wagenmotoren, aber das zählte nicht. Wichtig war die Blutsaugerin.
Sie war zu einer anderen geworden, und sie besaß die Kraft der Schwarzen Magie. Ihr Griff um das Bein des Mannes mußte hart wie eine Eisenklammer wirken. Sie hatte den irren Messerhelden gepackt, riß das Bein zu sich heran, und der Kerl kippte genau in die entgegengesetzte Richtung.
Dort standen seine beiden Kumpane.

Er prallte gegen sie, lenkte sie ab, und es entstand eine winzige Zeitspanne, die wir nutzen mußten.

Auf einmal war Suko verschwunden. Er schien sich aufgelöst zu haben, so schnell war er.

Ich sah nur noch einen Körper durch die Luft hechten und hatte mich bereits in Bewegung gesetzt.

Schreie. Dazwischen ein Schuß. Dann das Klatschen von Schlägen.

Suko mußte wie ein Berserker kämpfen.

Aber auch ich war nicht untätig. Ich hatte mich auf den Messerheld gestürzt.

Er war zu Boden gefallen, hatte sich auf dem linken Ellbogen abgestützt und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die Untote, die kniete und dabei seinen rechten Fußknöchel festhielt. Ihren Mund hatte sie geöffnet. Von der Decke fiel der Lichtschein. Er leuchtete genau auf die beiden spitzen Blutzähne, die aus dem Oberkiefer ragten.

Meine Handkante kam von oben. Vielleicht sah er sie noch größer werden, auf jeden Fall wollte der sadistische Typ seinen Kopf zur Seite nehmen, was ihm nicht gelang.

Den Treffer spürte ich bis in die Schulter hinein. Ich hörte den Kerl gurgeln, sah, wie er zusammensackte und vernahm auch die hastigen Schritte, denn Erna Lengerich floh voller Panik aus der unmittelbaren Gefahrenzone.

Dann kreiselte ich herum.

Die Vampirin war im Augenblick nicht so wichtig. Zunächst mußte ich nach Suko schauen. Er hatte es schließlich mit zwei Gegnern zu tun gehabt.

Mein Partner kämpfte.

Der eine Typ saß am Boden und hielt sich seinen Schädel. Der zweite aber wollte seine Waffe auf Suko richten, doch der Chinese drückte den Arm des Mannes zurück. Sie standen sich dicht gegenüber. Noch zeigte die Mündung der Pistole gegen die Decke.

Den würde Suko sicher schaffen.

Aber der zweite hatte nicht aufgegeben. Er nahm eine Hand vom Gesicht weg, ich sah das Blut auf seiner Wange. Und mit ebenfalls blutverschmierter Hand tastete er nach seiner Waffe.

Er fand sie auch.

Die Handfläche klatschte auf den Griff.

Im nächsten Moment nagelte ich mit meinem Fuß sein Gelenk fest. Er schrie, drehte den Kopf und sah meine Faust.

Treffer!

Er verdrehte die Augen, sackte nach hinten und gab keinen Laut mehr von sich.

Dann segelte jemand an mir vorbei. Es war Sukos Gegner. Er hatte

ein volles Pfund abbekommen, krachte in einen Sessel und besaß noch soviel Schwung, daß er mitsamt dem Möbelstück nach hinten fiel und zu Boden prallte.

Das war geschafft.

Suko rieb sich die Hände und nickte. »Das hätte leicht ins Auge gehen können.«

Ich hob die Schultern, wollte etwas sagen, als das seltsame Pfeifen erklang.

Nein, es war ja noch nicht alles vorbei. Wir hatten noch einen Gegner.

Die Untote.

Ich wirbelte herum.

Schatten huschten über den Boden. Das Trappeln der Füße konnte uns Angst machen, und wir sahen die Ratten, wie sie auf ihre neue Herrin zuströmten.

Kaum hatten sie die Blutsaugerin erreicht, als sie sich abstießen, an ihrem Körper hochkletterten und überall ihren Platz fanden. Nur das Gesicht ließen sie frei.

Ein scheußliches Bild bot sich unseren Augen. Ein mit Ratten bedeckter Mensch stand vor uns. Auf seinem Körper wimmelten die Tiere, und es machte diesem Menschen nichts aus.

»Sie hat uns zwar das Leben gerettet«, sagte Suko hinter uns, »trotzdem müssen wir sie vernichten.«

Der Meinung war ich auch. »Gib du auf die Ratten acht«, flüsterte ich, während ich mein Kreuz schon hervorholte.

»Okay.«

In diesem Augenblick sah die Vampirin das geweihte Silberkreuz. Ihr Gesicht verzerrte sich. Es war zu sehen, wie sie Angst bekam, der Blick flackerte, und das Gefühl der Angst mußten auch die Ratten spüren, denn sie wurden unruhig.

Wahrscheinlich wollten sie die Blutsaugerin verteidigen. Dazu durfte ich es nicht kommen lassen.

Ich schleuderte das Kreuz.

Damit hatte die Vampirin nicht gerechnet. Da ich hart geworfen hatte, konnte sie auch nicht mehr ausweichen. Das schwere Kruzifix krachte in ihr Gesicht.

Sie schrie auf.

Plötzlich blieb sie nicht mehr stehen. Mit beiden Armen schlug sie hektisch um sich, und auch die Ratten blieben nicht mehr an ihren Plätzen. Sie stießen sich ab.

Dabei sprangen sie nicht auf uns zu, sondern in andere Richtungen. Ich dachte an das Sprichwort, das hieß, daß die Ratten das sinkende Schiff verließen, wenn sie keine Chance mehr sahen.

So war es auch hier.

Die Tiere konnten den Raum nicht verlassen, da die Tür verschlossen war. Deshalb verkrochen sie sich in zahlreichen Ecken und Winkeln, huschten unter die Couch, ebenfalls unter die Sessel und waren nicht mehr zu sehen.

Ein verändertes Gesicht starrte uns an. Über Nase, Stirn und Wange hatte sich ein rotes Zeichen eingebrannt.

Mein Kreuz als Abdruck!

Tief war es in die Haut gestoßen. Aus den Wunden quoll Rauch hervor. Die Frau verfaulte nicht, dazu war sie noch nicht lange genug ein Schwarzblütler gewesen.

Sie starb anders.

Hart fiel sie auf die Knie. Es dröhnte, als sie aufschlug, und dann drang aus ihrem weit aufgerissenen Mund ein gellender Todesschrei, der den Raum bis in den letzten Winkel ausfüllte. Als er verstummt war, lag auch die Vampirin auf den Brettern.

Tot.

Endgültig diesmal.

Dr. Heiermann und Erna Lengerich aber lebten noch. Genau wie Suko und ich.

Unser Freund Will Mallmann mußte helfen. Ich rief ihn an, er setzte sich mit Hamburger Kollegen in Verbindung und sprach auch mit dem uns bekannten Kommissar Kölzer.

Der wußte inzwischen, daß es bei unseren Fällen Dinge gab, die er mit dem normalen Verstand nicht erklären konnte. Er versprach, selbst zu kommen, wir sollten uns nur noch zwei Stunden gedulden.

Dr. Heiermann hatten wir notdürftig verarztet, und Erna Lengerich lag apathisch auf der Couch.

Mitten im Raum lagen die Killer. Mit Handschellen aneinander gefesselt. Bei einem ersten Verhör hatte sich herausgestellt, daß sie nichts wußten. Sie hatten sich von dem Baron engagieren lassen, weil er sehr gut zahlte.

Ich nahm ihnen die Worte ab. Mit den Typen sollte sich die deutsche Polizei beschäftigen, wir hatten andere Sorgen: Baron von Tirano!

Er war uns entkommen. Nicht nur das, es war ihm auch gelungen, uns einen der Dolche wieder abzunehmen. Mandra würde sich ärgern, wenn er hörte, daß wir nur vier Dolche besaßen.

»Indien«, sagte Suko, »hast du gehört?«

»Ja.«

»Da wird uns Mandra helfen können. Allein fahren wir da nicht runter.«

»Fragt sich nur, wo wir den Baron finden. Indien ist verdammt groß.«

Suko breitete die Arme aus. »Wir müssen eben suchen, mein Lieber.«

Das würden wir tun. Darauf konnte sich der Baron von Tirano verlassen…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 303 »Die Satans-Zwerge von Sylt«